

NZZ Folio

Nr. 333 April 2019

Die Leser



Lest doch!

Wie uns Geschichten
zu besseren
Menschen machen.

CHF 9.80





PATEK PHILIPPE

GENEVE

Beginnen Sie eine
eigene Tradition.

Mehr Informationen erhalten Sie bei den unten genannten
Patek Philippe Partnern sowie im autorisierten Fachhandel.

Eine vollständige Liste unserer Partner in der Schweiz
finden Sie auf patek.com

Ascona

Orologi Gioielli Herschmann,
Piazza Giuseppe Motta/Lungolago

Basel

Gübelin, Freie Strasse 27
Seiler, Gerbergasse 89

Bern

Zigerli+Iff, Spitalgasse 14

Davos Platz

Chronometrie Stäuble, Promenade 71

Gstaad

Villiger Gstaad AG, Promenade

Interlaken

Kirchhofer Haute Horlogerie II,
Höheweg 56

Klosters

Maissen, Bahnhofstrasse 15

Lugano

Gübelin, Via Nassa 27
Mersmann SA, Via Nassa 5
Somazzi SA, Via Nassa 36

Luzern

Gübelin, Schwanenplatz

St. Moritz

Gübelin, Via Serlas/Palace Galerie

Vaduz/FL

Huber im Weissen Würfel

Zermatt

Haute Horlogerie Schindler SA,
Bahnhofstrasse 15

Zug

Lohri AG, Neugasse 9

Zürich

Patek Philippe Boutique at Beyer,
Bahnhofstrasse 31

Gübelin, Bahnhofstrasse 36



Eine Patek Philippe gehört einem
nie ganz allein.

Man erfreut sich ein Leben lang an ihr,
aber eigentlich bewahrt man
sie schon für die nächste Generation.



Twenty-4® Ref. 4910/11R

Rubriken

6 Cheers!

Kleine Gläser, grosse Mengen.

Felix Lill

8 Aus der Warenwelt

Gediegene Haustiere.

Wolfgang Ullrich

10 Vor Gericht

Sex, Lügen und Whatsapp-Chats.

Andreas Heller

12 Das Experiment

Koitieren statt jublieren?

Reto U. Schneider

14 Lieben lernen

Ein Schlosser in Kalifornien.

Jardine Libaire

16 Wer wohnt da?

Auf der Märchenbühne.

Gudrun Sachse

20 Leserbriefe

21 Impressum

66 Folio Folies

Gerhard Glück

Die Bilder zum Thema Lesen stammen vom amerikanischen Fotografen Steve McCurry. Seine Serie «On reading» ist auch als Buch erschienen.



Das nächste NZZ-Folio erscheint am 6. Mai 2019

Thema: Vererbung

Rote Haare sind erblich. Aber wie steht es mit Persönlichkeit und Intelligenz? Nächsten Monat erzählen wir, was Vererbung bedeutet, wie ein kleinwüchsiger Bioethiker und die Erfinderin von Crispr darüber denken und warum zwei Ahnenforscher Mörder überführen.



STEVE MCCURRY/MAGNUM PHOTOS

Thema: Die Leser

22 Editorial

24 «Wir bekommen Twitter-Gehirne»

Die Leseforscherin Maryanne Wolf warnt davor, auf das Papier zu verzichten. *Michaela Haas*

31 Alice im Wunderland

Buch meines Lebens. *Alberto Manguel*

32 Sind viele Fehler schädlich?

Vom Krieg um die Methode, wie Kinder Lesen und Schreiben lernen. *Barbara Höfler*

37 Grosse Erwartungen

Buch meines Lebens. *Donna Leon*

38 Neruda und ich

Wie ich als Nichtleser den Büchern verfiel, ihnen nachreiste und bei einer Romantherapeutin landete. *Daniel Puntas Bernet*

47 Hot Rod

Buch meines Lebens. *Ron Padgett*

48 Wie wir den Leser vergraulen

Die Chance, dass Sie diesen Artikel lesen, liegt bei 15 Prozent. Der Medienforscher Carlo Imboden weiss, warum. *Balz Ruchti*

53 Licht und Zorn

Buch meines Lebens. *Hazel Brugger*

54 Neuigkeiten von gestern

Von zehn Zeitschriften, die am Kiosk liegen, bleiben sechs ungelesen. *Barbara Klingbacher*

59 Lenz

Buch meines Lebens. *Florian Illies*

60 Deutschstunde

Lesen junge Menschen eigentlich noch? Ein Besuch an einem Berner Gymnasium. *Patric Marino*

Die Listen

Meistverkaufte Bücher (S. 26); grösster Wortschatz, erfolgreichste Autoren (S. 41); erfolgreichste deutsche Romane und Sachbücher (S. 44); häufigste Wörter (S. 56); am wenigsten gelesen (S. 61). *Reto U. Schneider*

Titelblatt: Johanna Maria Fritz, Berlin.



Weiterlesen in «Reportagen»

Dieses NZZ-Folio ist in Zusammenarbeit mit unseren Kollegen bei «Reportagen» entstanden. Sie nehmen eine andere Perspektive ein und erzählen Geschichten ihrer Leser. NZZ-Folio-Leserinnen und -Leser können diese Ausgabe von «Reportagen» gratis bestellen unter: reportagen.com/folio



Nigina Kamalova

Die 26jährige arbeitet seit einigen Monaten in der Bar Bavariya. Kundin ist sie schon länger. Im echten Bayern war Kamalova noch nie, aber dank den Bildern an der Wand würde sie Oliver Kahn und die deutsche Fussballnationalmannschaft sofort auf der Strasse erkennen.

Bavariya-Bar, Taschkent

Hier sollen sich die Gäste fühlen wie in einer Alphütte in Bayern: Die Treppen sind aus dunklem Holz, die Sitzbänke rustikal, die Biergläser gross. Nur tragen die Kellnerinnen kein Dirndl, sondern Jeans und T-Shirt. Das teuerste Getränk, eine Flasche Cognac Hennessy XO, kostet 4,6 Millionen usbekische Som, das sind 545 Franken – Spirituosen werden nur in ganzen Flaschen verkauft. Eine Mass Bier bekommt man für 20 000 Som, also für 2 Franken 40. Wasser gibt es gratis.

Usbekistan

Einwohner: 32 Millionen

BIP pro Kopf: 6870 Franken

Durchschnittsalter: 29 Jahre

Alkoholkonsum pro Kopf und Jahr (reiner Alkohol): 1,6 Liter

Abstinenzlerquote: 79,2 Prozent

Schweiz

Alkoholkonsum: 9,4 Liter

Abstinenzlerquote: 18,8 Prozent

Ich habe wohl Glück, dass ich reingekommen bin. Draussen an der Tür wird mit «Gesichtskontrolle» und «Dresscode» gedroht.

Wir möchten nur, dass die Gäste anständig gekleidet sind. Und bei der Gesichtskontrolle geht es nicht um das Aussehen, sondern um uns bekannte Gäste, die hier Probleme machen.

Wie viele Leute haben bis jetzt Hausverbot?

Weniger als eine Handvoll. Das sind Gäste, die randaliert haben, die wollen wir hier nicht mehr sehen. Aber zum Glück bleibt es meistens friedlich.

Sie haben Ihr Lokal wie eine Alphütte eingerichtet und «Bavariya» genannt. Haben Ihre Gäste eine Schwäche für Berge?

Wir sind auf jeden Fall sehr beliebt, die Tische sind abends gut besetzt. Mittlerweile haben wir sogar ein zweites Lokal aufgemacht. Als die Bar Bavariya 2011 eröffnet wurde, war ich noch ein Teenager. Ich erinnere mich, dass damals kaum exotische Bars existierten. Jetzt gibt es hier ein Irish Pub und eine russische Kneipe. Aber meine Freunde sagen, es sei für sie immer noch besonders, zu uns zu kommen. Als ob sie ein anderes Land betreten würden.

Wie unterscheidet sich Ihre Bar von einer typisch usbekischen?

Wir brauen unser eigenes Bier nach deutschem Reinheitsgebot. Eine Mass, also ein Liter, ist schon eine richtig grosse Portion für lokale Verhältnisse. In einer usbekischen Bar trinkt man aus kleinen Gläsern grosse Mengen Wodka. Und dann kommt dazu: Frauen trinken hier in Usbekistan oft gar keinen Alkohol. Aber in unserer Bar kann man sich wie eine Europäerin benehmen. Hier trinken

Männer und Frauen gemeinsam. Und das ist völlig normal.

Warum trinken in Usbekistan eher die Männer?

Das hat mit unserer Religion zu tun. Fast 90 Prozent der Usbeken sind Muslime. Viele trinken gar keinen Alkohol. Unter Frauen ist es noch verbreiteter als unter Männern, abstinent zu leben. Wer auf Alkohol verzichtet, möchte die Kontrolle über sich selbst behalten.

Vielleicht keine so schlechte Idee. Dann würde hier auch nicht randaliert, und Sie müssten keine Gesichtskontrolle machen. Aber Sie stört das offenbar nicht?

Wer Probleme machen will, wird das auch tun, wenn er keinen Alkohol trinkt. Ich selbst mag gerne Bier, und ich mag die geselligen Runden, die sich so ergeben. Viele meiner Freundinnen und Freunde kommen zum Biertrinken her. Und ich zapfe immer mal wieder für Leute, die sagen, dass sie eigentlich keinen Alkohol trinken, aber doch mal ein Glas versuchen möchten. Diese Gäste fragen oft nach dem Unterschied zwischen deutschem und russischem Bier und wie hoch der Alkoholgehalt sei. Manchmal kenne ich die Antwort selbst nicht. Weil wir ausländisches Bier anbieten, probieren die Leute öfter etwas aus, das sie in ihrem Alltag eigentlich nicht trinken würden. Das ist doch schön.

Hier in der Bar Bavariya trinkt man also keinen Wodka?

Doch, klar. Zuerst bestellen die Gäste Bier, aber wenn sie schon mal am Trinken sind, endet der Abend mit Wodka. So ist es eigentlich immer.

Interview Felix Lill.

TO BREAK THE RULES,
YOU MUST FIRST MASTER
THEM.

Calibre 2539
by AUDEMARS PIGUET



AUDEMARS PIGUET
Le Brassus

AUDEMARS PIGUET BOUTIQUES
ZÜRICH | GENÈVE

Eine englische Firma fertigt Tiere aus Leder, die nicht aussehen dürfen wie neu. Darum tragen sie von Anfang an Patina. *Wolfgang Ulrich*

Patina verleiht den Dingen die Würde des Alters, vor allem aber ihren Besitzern den Anschein besonderer Seriosität. Immerhin muss man sein Zeug gut beisammenhalten, damit es überhaupt Patina ansetzen kann. Sind Möbel, Schmuck, Besteck patiniert, signalisiert das geordnete Verhältnisse und intakte Familientraditionen. Viele dieser Dinge sind Erbstücke: die Familie konnte sich dauerhaft einen soliden Lebensstil leisten.

In früheren Zeiten diente Patina daher auch als sichtbarer Beleg für die Familienehre. Im elisabethanischen England war der Adelsrang sogar nur Familien möglich, die mindestens fünf Generationen lang ununterbrochen einen hohen materiellen Status besaßen – ohne Patina keine Titel. Techniken künstlicher oder beschleunigter Patinierung standen deshalb lange hoch im Kurs. Heutzutage ist das den meisten fremd, weil im Gegenteil eher Neuheit als Statussymbol gilt (und von ökonomischer Potenz zeugt).

Doch gelegentlich lebt die alte Logik noch fort, und wie konservativ manche Kreise sind, beweisen sie damit, dass sie nach wie vor auf Patina setzen. So etwa die Kunden des britischen Unternehmens Omersa. Seit 1927 stellt es Tiere aus Leder her – und achtet gleich doppelt darauf, dass selbst die neuwertigen Produkte nicht neu aussehen. Einerseits wirbt man damit, das Rindsleder nicht weiter zu bearbeiten, so dass es immer etwas abgewetzt und von Nutzungsspuren gezeichnet scheint, während andererseits eine mahagonibraune Färbung des Leders für eine «antike» Wirkung sorgen soll.

Vom ersten Tag an ist das Nilpferd, Nashorn, Schwein oder Schaf aus Leder also kein Fremdkörper, wenn es als Wohnaccessoire in ein gediegenes Ambiente gelangt. Doch nicht nur die Machart erscheint etwas altmodisch, sondern auch die Auswahl der Tiere. Die grösste Gruppe sind Arten, die in Grossbritannien heimisch sind, vor der davon nochmals eigens unterschiedenen Kategorie «Jagdhunde»; sie passen zu einer Lieblingsbeschäftigung der alten britischen Adelschicht. Die ebenfalls recht umfangreichen Produktsegmente «Out of Africa» und «American New World» erinnern dagegen vor allem an die Zeit des Kolonialismus.

Unterwassertiere verweisen auf die Seefahrer- und Handelsnation; aus demselben Grund dürfte es Tiere aus dem Nahen Osten und aus Australien geben. Ganz fehlt jedoch die Kategorie «Europa» (die Produktpalette von Omersa liesse sich geradezu als Brexit-Orakel deuten!), und man sucht auch vergeblich nach Tieren, die in unseren Zeiten von Selfiemasken und sozialen Medien

am beliebtesten, also am modernsten sind: Katzen, Pandabären, Affen, Einhörner.

Das Omersa-Sortiment spiegelt somit weniger Klassifikationen der Natur als Prägungen durch die Kultur. Es sind Prägungen aus einer Zeit, in der Tiere noch viel markanter als heute als Statussymbole fungierten und es gerade für die oberen Schichten wichtig war, welche Arten sie halten, züchten, importieren, jagen und verspeisen konnten. Sie aus Leder um sich zu haben, in antikisierendem Braun und durchaus schwer (im Inneren befindet sich ein Gestell aus Metall und Holz, umgeben von Holzwolle), beschwört eine enge Beziehung.

Der stattliche Preis sorgt erst recht dafür, dass das Stück keine blosser Nebensache ist: Der Bestseller, ein Nilpferd mittlerer Grösse, das auch als Fussstachel genutzt werden kann, kostet etwa 850 Franken. In den Ledertieren von Omersa lebt also eine alte Zeit fort – und dies wohl noch für etliche Generationen, denen diese robusten, patinierten Objekte vererbt werden.





Der neue GLE. Ausdruck innerer Stärke.

Intelligenter, aufmerksamer und rücksichtsvoller denn je überzeugt der neue GLE in jeder Hinsicht. Als erster SUV von Mercedes-Benz bietet er das revolutionäre MBUX Multimediasytem, ein auf bis zu sieben Plätze erweiterbares Platzangebot mit einer dritten Sitzreihe und hervorragenden Fahrkomfort dank E-ACTIVE BODY CONTROL. Buchen Sie noch heute Ihre Probefahrt bei Ihrem Mercedes-Benz Partner oder unter www.mercedes-benz.ch/gle

Mercedes-Benz



Sie brachte den Ex-Liebhaber hinter Gitter, dann zeigte sie plötzlich Reue. Nun sitzt sie selbst auf der Anklagebank. *Andreas Heller*

Nur eines ist sicher: In dieser Geschichte wird gelogen, dass sich die Balken biegen. Zuerst erzählte Alisa E., ihr Ex-Liebhaber habe sie auf offener Strasse überfallen, in sein Auto gezerzt und in seine Wohnung verschleppt. Er habe sie geschlagen, bedroht und Sex von ihr verlangt. Noch am selben Tag wurde Metin A. verhaftet.

Nach 88 Tagen Untersuchungshaft entliess man ihn, und Alisa E. zog ihre Aussagen zurück. Darauf wurde sie selbst angeklagt, wegen falscher Anschuldigung und Freiheitsberaubung.

Der Fall wird in Burgdorf am Regionalgericht Emmental-Oberaargau verhandelt. Alisa E., 32 Jahre alt, lange schwarze Haare, ist nervös, unablässig wippt sie mit den Füssen. Alles habe sich so zugetragen, wie sie es ursprünglich geschildert habe, sagt sie jetzt, da sie die Beschuldigte ist.

Ihren damaligen Rückzieher begründet sie damit, dass ihr Ex-Geliebter sie massiv unter Druck gesetzt habe. Sie habe grosse Angst vor ihm. Seit Jahren schon, erzählt sie später, leide sie an Panikattacken. Sie habe sich deshalb um eine IV-Rente bemüht, wenn auch vergeblich.

Metin A. entgegnet, nicht er habe erneut den Kontakt zu seiner Ex-Geliebten gesucht, sondern umgekehrt; sie habe sich wohl schuldig gefühlt. Doch er habe nichts mehr von ihr wissen wollen. Breitbeinig sitzt er da und lässt seine Muskelpakete spielen.

Die Gangsta-Pose passt: Metin A. ist ein schwerer Junge, vorbestraft wegen Drogenhandels und unerlaubten Waffenbesitzes. Vorbestraft ist auch Alisa E., wegen



einfacher Körperverletzung und falscher Anschuldigung.

Die beiden unterhielten während zweier Jahre eine Art Liebesbeziehung. Da Alisa bereits liiert war, trafen sie sich meist in der Wohnung von Metin. «Wir hatten vor allem Sex», sagt der ehemalige Dealer, der heute in der Recyclingbranche tätig ist. «Sonst machten wir nicht viel zusammen.»

Nach seiner Entlassung aus dem Gefängnis will er seine Ex-Geliebte nicht mehr gesehen haben – was gelogen ist: Es ist aktenkundig, dass die beiden einige Monate danach in Metins Auto in eine Polizeikontrolle gerieten. Auch Textnachrichten und Fotos wurden in der Zeit nach seiner Haftentlassung fleissig verschickt, zum Beispiel Bilder eines Tattoos – ein Schmetterling mit den Initialen der beiden, den sich Alisa E. auf ihren Venushügel stechen liess. Metin habe sie dazu gezwungen, sagt sie.

Für den Staatsanwalt ist offensichtlich, dass die Angeklagte in ihrem Konstrukt von Lügen, Halbwahrheiten und Anschuldigungen

längst den Überblick verloren hat. Er sieht Widersprüche zuhauf. Schon ihre Version der Entführung – am frühen Abend mitten in Langenthal, ohne dass jemand Zeuge wurde – hält er für wenig plausibel. Er geht davon aus, dass das Paar schlicht Streit hatte und die Frau ihrem gewalttätigen Liebhaber eine Lektion erteilen wollte.

Der Staatsanwalt fordert für Alisa E. eine Freiheitsstrafe von 34 Monaten, davon 22 Monate bedingt. «Sie hat die Strafverfolgungsbehörden instrumentalisiert, um sich zu rächen.» Den bedingten Vollzug begründet er unter anderem damit, dass die Beschuldigte kürzlich Mutter geworden sei. Und der Vater des Kindes ebenfalls gerade eine Haftstrafe verbüsse.

Die Verteidigerin fordert hingegen einen Freispruch. Sie hält die Aussagen des angeblich Geschädigten für wenig glaubwürdig – er sei es, der die Behörden instrumentalisieren.

Das Regionalgericht Emmental-Oberaargau verurteilt Alisa E. schliesslich wegen falscher Anschuldigung zu einer Freiheitsstrafe von 16 Monaten, davon 10 Monate bedingt. Es sei offensichtlich, dass sie bei ihren Märchenerzählungen «perfid, dreist, rücksichtslos, eiskalt und berechnend» vorgegangen sei, erklärt die vorsitzende Richterin. Während der Urteilsbegründung zückt Alisa E. ihr Handy und beginnt, darauf herumzutippen. Das müsse jetzt sein, entgegnet sie, als sie von der Richterin zurechtgewiesen wird. «Mein Kind wurde soeben ins Spital eingeliefert.» Kann sein. Glauben mag ihr das keiner.



Wie wär's? Die «NZZ am Sonntag»
im günstigen Probeabo:
3 Monate lesen, 1 Monat bezahlen.

Die tiefste unverbindliche Beziehung, die Sie je hatten.



NZZ am Sonntag

Seit fünfzig Jahren untersucht die Wissenschaft, ob Sex am Vorabend eines Wettkampfs zu einer schlaffen Leistung führt. *Reto U. Schneider*

Die Idee, Sex könnte die Athleten schwächen, ist alt. Schon in der Antike galt sexuelle Abstinenz als Bedingung für eine makellose Leistung. Diese Ansicht hat sich bis heute gehalten. Muhammed Ali soll vor einem Kampf sechs Wochen lang auf Sex verzichtet haben; an der Fussballweltmeisterschaft 2014 in Brasilien verboten die Trainer von Bosnien-Herzegowina, Chile, Mexiko und Russland ihren Spielern den Beischlaf. Das wirke sich im Sport positiv aus: Die mit Abstinenz verbundene Frustration führe zu grösserer Aggression, die im Wettkampf von Vorteil sei. So lautet eine gängige Erklärung.

Die Wissenschaft untersucht das Phänomen seit fünfzig Jahren. Die älteste Studie von 1969 trägt den Titel «Muskelleistung nach dem Koitus» und ist 35 Zeilen kurz. Bei vierzehn «verheirateten Männern» wurde an zwei Morgen die Griffkraft gemessen. Einmal hatten sie in der Nacht zuvor Sex gehabt, das andere Mal nicht. Das war's. Es gab keinen signifikanten Unterschied.

Die jüngste Studie stammt aus dem Jahr 2018, und schon ihr Titel ist viermal länger: «Sexuelle Aktivität in der Nacht vor sportlicher Betätigung bleibt ohne Einfluss auf verschiedene Messungen der körperlichen Leistungsfähigkeit.» Sie umfasst 6 Seiten mit 2 Tabellen und 28 Referenzen und besticht durch das bereits im Titel verratene banale Ergebnis und durch die Akribie, mit der die Wissenschaft dem Thema zu Leibe rückt.

Die acht Versuchsteilnehmer wurden nicht nur vermessen (177 ± 5 cm, Body-Mass-Index



Sex vor dem Kampfmache «schwach wie ein Kätzchen», sagte Promoter Suey Welch.

$25,9 \pm 3,9$ kg/m²), sie trugen während des Beischlafs, der durchschnittlich 13 Minuten dauerte, auch eine Pulsuhr (RS-200, Polar Electro Oy), die 103 ± 21 Schläge pro Minute registrierte. Die Orgasmusqualität beurteilten sie auf einem Fragebogen nach dem «zweidimensionalen Modell der psychologischen Orgasmuserfahrung» mit 27 Punkten von «fließend» über «pochend» bis «zittern».

Damit sich der Sex von einer gleichwertigen körperlichen Anstrengung unterscheiden liess, wurde die sportliche Leistungsfähigkeit unter drei Bedingungen gemessen: ohne Sex, mit Sex oder mit 15 Minuten Yoga, was etwa dem Energieaufwand des Beischlafs (130 ± 44 kcal) entspricht.

Obwohl die Tests am Morgen danach neben der Griffkraft auch Liegestützen, die Messung der Reaktionszeit und das Hochspringen aus dem Stand umfassten, blieb das Resultat dasselbe wie in der Studie von 1969: Der Sex wirkte sich nicht aus.

Das einzig wirklich Neue war, dass sich unter den Teilnehmern auch eine Frau befand. Gerne hätten die Forscher mehr Frauen rekrutiert, was aber wegen der «Natur der Untersuchung» schwierig gewesen sei. «Vielleicht sollte für weiterführende Studien finanzielle Kompensation angeboten werden», heisst es im Fachartikel, «allerdings, Leute als Teil einer wissenschaftlichen Studie für Sex zu bezahlen, könnte umstritten sein.»

Ob es mehr Forschung braucht, erscheint allerdings zweifelhaft: Nicht nur ergaben die Studien bisher übereinstimmende Resultate, auch zeigte die Abstinenz in der Praxis wenig Wirkung. Die vier Mannschaften mit Sexverbot an der WM 2014 schieden spätestens in den Achtelfinals aus.

Die einzige plausible Gefahr sexueller Aktivität vor dem Wettkampf besteht darin, dass die Sportler zu wenig Schlaf kriegen. Da wäre es wirksamer, ihnen einfach den Netflix-Zugang zu sperren.

NZZ FOLIO TRIFFT REPORTAGEN

Leser erzählen

Wer sind sie, die Menschen, die lesen? In den jüngsten Ausgaben von «Reportagen» und «NZZ Folio» nehmen sich die Redaktionsteams der beiden Zeitschriften dieser Frage an – aus zwei verschiedenen Perspektiven. Das «NZZ Folio» erforscht den Leser als Spezies: Wie wird man zum Leser? Was stellt Lesen mit dem Gehirn an? «Reportagen» lässt seine Leser selbst erzählen: Geschichten, die ihr Leben prägten. Ein Abend von Lesern für Leser.

Moderation



Daniel Weber
Chefredaktor «NZZ Folio»



Daniel Puntas Bernet
Chefredaktor
«Reportagen»

Datum

Mittwoch, 3. April 2019
20.00 bis 22.00 Uhr

Ort

Kaufleuten
Pelikanplatz 18, 8001 Zürich

Eintritt

Fr. 25.–

Anmeldung

➔ [kaufleuten.ch/events](https://www.kaufleuten.ch/events)

NZZ LIVE



Als mein Drehbuch verfilmt wurde, bekam ich eine Panikattacke. Niemand ist unqualifizierter für Liebesgeschichten als ich. *Jardine Libaire*

Oh, Los Angeles, du schöne Stadt, Wildnis der Zitronenbäume und der weissen Jaguars, die über zehnspurige Highways schnurren, der Frangipani-Blüten, Fastfood-Buden und schlafenden Bus-Stop-Funkies, der blauen Himmel, brandenden Pazifikwellen und Marihuana-Wolken – danke, dass du mich aufnimmst! Weiss Gott, was ich hier mache, denn: ich kann nichts, ich kann überhaupt nichts! Ich bin eine Hochstaplerin – und jeden Moment werde ich auffliegen und bestraft werden dafür.

Diese Gedanken gingen mir durch den Kopf, als ich unter dem Zeltdach des Caterers Schlange stand, um mir einen Teller mit Steak bordelaise zu holen, im Garten fremder Leute, mit fiebrigen Schweisstropfen wie Pailletten auf meiner Stirn; es war Tag drei meines ersten Films.

Ehrlich gesagt war es nicht «mein Film», es macht nur Spass, ihn so zu nennen. Zusammen mit dem Regisseur hatte ich das Drehbuch geschrieben. Es war eine Liebesgeschichte, und der Regisseur, für Liebesgeschichten berühmt, hatte das Gerüst für die Story geliefert.

Mein Job war es, den Figuren Bedürfnisse, Ängste und Vorlieben anzudichten, ihnen Dynamik, Hintergrund und Stil zu verleihen, Gewohnheiten, Beziehungen, ihre persönlichen Wunder und Katastrophen. Als Hauptfigur hatte man mir eine verlorene Frau gegeben, und ich sollte herausfinden, warum sie so verloren war. Es war wie ein Spiel und auch wie eine Bestandesaufnahme, ihr mit Veratzstücken aus meinem Leben eine Psyche zu basteln.



CORINNA STAFFE

Der Regisseur hatte innert Rekordzeit von asiatischen Geldgebern ein paar Millionen Dollar aufgetrieben. Im Februar 2018 hatten wir das Drehbuch geschrieben, und jetzt, im Oktober, sah ich zu, wie die Ideen, die wir am Telefon ausgetauscht hatten, Gestalt annahmen – und zwar die Gestalt eines bildschönen Stars in Goldlamé. Die Schauspielerin schlenderte an einer unglaublich fiktionalen Silvesterparty einem aquamarinblauen Pool entlang.

Allerdings hatte ich nicht geahnt, dass ich, während ich am Rand des Filmsets stand und zusah, wie die Schauspieler falsche Zigaretten rauchten, künstlichen Champagner schlürften und «sich verliebten», eine Panikattacke haben würde. Ich wusste nichts von der Liebe! Ich hatte sie nie verstanden und glaubte, ich würde sie nie

verstehen. Dass eine Liebesgeschichte, die ich geschrieben hatte, verfilmt wurde – das war so, als operierte jemand, der sich als Neurochirurg verkleidet hatte, plötzlich an einem lebenden Patienten. Oder so, als fahre ein Kind einen Sattelschlepper. In anderen Worten: gefährlich unqualifiziert.

Was Einsichten in die Liebe angeht, war ich mein Leben lang Aussenseiterin gewesen. Nicht, dass ich mich nicht verliebt hätte – das tat ich, ohne Rücksicht auf Verluste. Aber ich hatte Freunde, deren Beziehungen wirkten, als kannten sie sich mit der Liebe aus. Als wüssten sie, was sie taten, wie Liebe anfang, wie man sie am Laufen hielt, wie man sie reparierte.

Dieses Gefühl, aussen vor zu sein, begann bei mir in der achten

Klasse. Ich weiss noch, wie ich andere auf dem Pausenhof flirten sah, während ich wie gelähmt neben der Schaukel stand, ausserstande, mich meinem Schwarm zu nähern, ihn zu grüssen oder auch nur kurz in seine Richtung zu sehen.

Obwohl ich inzwischen seit Jahren mit meinem Freund zusammenlebe, bin ich noch immer nicht in der Lage, irgendwelche Aussagen über die Liebe zu treffen, die handfest oder relevant sind. Wie in aller Welt also kam ausgerechnet ich dazu, dieses Drehbuch in die Welt zu setzen und unzählige Investoren, Schauspieler und Agenten zu Komplizen meiner Scharade zu machen?

Am Ende von Tag sechs am Set kam ich nach Hause und sank von dem kollaborativen Experiment völlig ausgelaugt auf die Couch. Wir hatten den ganzen Tag in einer Villa gedreht, mit prächtigen Zimmerfluchten, ausgestopften Tieren auf Marmortischen, einem Flügel, der in der Sonne glänzte, und Kronleuchtern mit tropfenden blauen Kristallen.

Ich konnte nicht fassen, dass die Ideen, die der Regisseur und ich uns im vergangenen Winter an unseren Schreibtischen aus den Fingern gesogen hatten, inzwischen an Kostümdesigner, Bühnenbildner, Kameraleute, Tontechniker und Beleuchter überstellt und in eine Welt verwandelt worden waren. Das Team stammte aus Skandinavien, aus Ungarn, aus Seoul, und jeder reicherte die Szenen mit seinen eigenen Vorstellungen vom Leben und Begehren an.

Und die Schauspieler! Wie sie sich in der goldenen Halle küssten, wie er sie im roten Zimmer mit der Samttapete ansah, bevor er ging: Jede und jeder brachte etwas Eigenes in die Geschichte – einen Hauch von persönlicher Erfahrung oder verborgene Geheimnisse im Blick oder neue Dimensionen in jedem Dialog. Und plötzlich begriff ich, dass das Drehbuch mehr Frage

als Antwort war – und genauso sollte es sein.

Die Idee erhärtete sich, als ich mich mit einer Komparsin der Dinner-Szene unterhielt. Während sie auf ihren Einsatz wartete, erzählte sie mir, sie habe eine Zeit grossen Liebeskummers hinter sich. Wir standen auf der Strasse in Silver Lake, über uns leuchtete die von riesigen Scheinwerfern angestrahlte Villa, und der Lippenstift der Frau hatte die gleiche Farbe wie die Rosen im Garten.

Sie war verlassen worden, ihr Liebster war fort. Trotzdem wachte sie jeden Morgen auf und öffnete ihr Herz; sie weigerte sich, sich zurückzuziehen. Sie war noch immer voller Liebe. Nicht zu ihm, sondern zu allen Menschen, zu sich selbst und zum Leben. Es war nicht leicht, aber sie strengte sich an. Sie war entschlossen, jeden Tag hinaus in die Stadt zu gehen und die Stadt in ihr Herz einzuladen.

Irgendwann, etwa um Tag zehn, merkte ich, dass dies nicht mehr «meine Geschichte» war. Sie hatte sich zu etwas anderem entwickelt, zum Glück! Das Drehbuch war zu einer Art Umfrage geworden. Andere Menschen mit anderen Phantasien machten sich Gedanken, und die Fragen, die von ihnen zurückkamen, gestalteten den Film schliesslich mit.

Ich bin mit meinem Freund wegen der Dreharbeiten von Austin nach Los Angeles gezogen, und auch er ist glücklich hier. Er liebt das Klettern, und es gibt überall Felsen und Berge, über dem salzigen Wasser, hinter dem pflaumenblau schimmernden Sonnenaufgang. Wir haben vor, eine Weile zu bleiben – Hollywood auszuprobieren, wie so viele Schriftsteller und Drehbuchschreiber. Wir haben keine Ahnung, was wir in Zukunft tun werden, und dieses Gefühl beginnt mir zu gefallen. Früher dachte ich, Gewissheit und Sicherheit wären die Ziele des Lebens. Jetzt glaube ich, es geht darum, durchlässig zu bleiben und immer auf der Suche.

Neulich ging ich abends mit dem Hund spazieren, den Kopf in den Sternen, in Gedanken versunken – und schloss mich aus unserem Haus aus. Mein Freund war nicht da, ich kannte niemanden in unserem Viertel, hatte mein Handy nicht dabei, und es war schon nach Mitternacht. Die Welt wirkte bedrohlich und kalt, und nachdem ich vergeblich versucht hatte, durch eins der Fenster einzubrechen, stand ich verzweifelt auf der Terrasse und konnte keinen klaren Gedanken fassen. Am Ende ging ich runter zum Sunset Boulevard und fand eine Drogerie, die rund um die Uhr offen hatte. Ich bin kein leutseliger Typ und habe Hemmungen, Fremde um Hilfe zu bitten. Aber die Leute dort waren so nett. Sie riefen einen Schlosser und wünschten mir viel Glück.

Neunzig Minuten später hielt ein Truck vor unserem Haus. Der Mann, der sich auf ein Knie niederliess und sich an meiner Tür zu schaffen machte, war dem Akzent nach erst vor kurzem aus El Salvador oder Guatemala gekommen. Er hatte Gold hinter den Vorderzähnen, war höflich und zuversichtlich, eine Kombination, die die Illusion verstärkte, aus seinem Mund scheine Licht. Schliesslich fand sein Dietrich Halt, und mit einem Lächeln öffnete er die Tür für mich. Die Rechnung war nicht hoch, und er fuhr davon.

Als ich in meinem Wohnzimmer sass – die Asche im Kamin glühte noch, und die Granatapfelbäume vor dem Fenster wiegten sich in der Nacht –, strahlte ich über das ganze Gesicht.

Alles, was du tun musst, ist fragen, dachte ich. Fragen und fragen und fragen. Liebe ist fragen, nicht antworten.

Jardine Libaire, 1973 in New York geboren, ist Schriftstellerin und Drehbuchautorin; ihr Roman «Uns gehört die Nacht» ist im vergangenen Jahr bei Diogenes erschienen. Übersetzung: Sophie Zeitz, Berlin.

Berufsmusikerin? Mädchenhafte Lehrerin? Wen eine Psychologin und ein Innenarchitekt anhand der Bilder in diesen Räumen vermuten.

Die Psychologin

Wie in einer grossen Puppenstube findet man hier alles schön und ordentlich drapiert. Die Küche scheint nach dem Motto «Aller guten Dinge sind drei» gestaltet zu sein: drei Engel, drei Stühle, drei Kochplatten – letztere sind ältere Modelle, die vermutlich aus Platzgründen so eingebaut wurden. Ob darauf auch richtig gekocht wird?

Die Korbflaschen auf dem Boden und die Kaffeemaschine deuten eher auf flüssige Nahrung hin. Wohnen tut hier eine Einzelperson, eine sehr musikalische Person, eine Harfenistin, die auch das Spiel auf dem Flügel beherrscht. Die Räume, ausgenommen die Küche, sind barock angehaucht. Die Bewohnerin hat sich in dieser nicht besonders grossen Wohnung dennoch edel und mit einer gewissen Grosszügigkeit eingerichtet.

Kristall-Deckenleuchter, stilvolle Tapete mit passendem Teppich im Damenzimmer, schwere Vorhänge, es darf ruhig etwas üppig sein in ihren Gemächern. Sie



Die Psychologin: «Aller guten Dinge sind drei.»

mag auch ein paar echte Grünpflanzen daheim.

Die Wohnung könnte irgendwo sein, am Stadtrand, in der Agglomeration oder auf dem Land. Das spielt für die Bewohnerin keine grosse Rolle, ihre Welt ist die klassische Musik. Die Harfe und der Flügel residieren hier wie Mitbewohner. Vermutlich ist sie Berufsmusikerin, unterrichtet vielleicht Nachwuchstalente, spielt selbst in diversen Orchestern oder beglückt Menschen an besonderen Anlässen mit ihrem Harfenspiel.

Den Bühnenauftritt liebt sie, ihre gesamte Wohnung ist ja auch eine Art Theaterkulisse. Alltagszeug und Gebrauchsgegenstände werden «backstage» aufbewahrt, unsichtbar für den Besucher. Ob sie neben der Musik noch andere Leidenschaften hat?

Die Bilder scheinen wie aus Märchenbüchern, das grossformatige in der Küche mit Hündchen und roten Highheels – ein etwas

verwegenes Bein-Selfie? Trotz der etwas altertümlich-traditionellen Einrichtung hat das Ganze einen mädchenhaften Touch, was der jungen oder junggebliebenen Dame des Hauses durchaus entspricht. Mit der Harfe, einem der ältesten Instrumente überhaupt, kommt es ihr auf ein paar Jährchen mehr oder weniger eh nicht an. *Ingrid Feigl*

Der Innenarchitekt

Jeder Raum hat eine ihm klar zugewiesene Funktion. Und alle drei Räume unterscheiden sich fundamental.

Die Küche ist nicht zum Verweilen da, Gäste sitzen wohl eher selten an diesem Tisch. Sie ist sehr funktional und auf den ersten Blick etwas stiefmütterlich eingerichtet. Aber vielleicht täuscht das alles, denn sie scheint sorgfältig bewirtschaftet zu werden. Diese Kaffeemaschine macht keinen fahlen



Der Innenarchitekt: «Privates Boudoir.»



Musikzimmer mit Harfe und Flügel: Die Instrumente als Mitbewohner.

Kaffee. Die Griffe an den Küchenfronten sind bewusst gewählt. Auch hinter den Bezügen der Stühle scheint eine Entscheidung zu stehen.

Die klappbaren Herdplatten hingegen erinnern an eine Campingküche oder eine winzig kleine Wohnung, in der jeder Zentimeter zählt. Diese Wohnung aber ist so klein nicht. Sie ist bestimmt in einem Einfamilienhaus zu finden. Genauso wie die Musikinstrumente hat sie ein ordentliches

Format. Fast scheint es so, als ob Flügel und Harfe hier allein wohnen würden. Grossgewachsenen Personen gleich prägen sie den Wohnraum und füllen ihn aus – und das Leben der Bewohnerin, mit ihnen bestreitet sie ihr Leben.

Konzerte sind ihr Lebenselixier. Die finden ausser Haus statt. Nebst den grossen Bühnen hat sie hier ihr privates Boudoir. Das in Blau gehaltene Zimmer scheint aus Raum und Zeit zu fallen. Still ist es hier drin – auch die Instrumente

haben keinen Zutritt. In diesem Raum, in den das Tageslicht nur leicht gedämpft vordringt, schöpft sie Energie.

Die Frau, die hier wohnt, bewegt sich gewandt in der Öffentlichkeit. Die Wohnung dient einzig und allein dem Rückzug und der Vorbereitung. Erstaunlich, dass sie einen Einblick gewährt. *Jörg Boner*

Auflösung auf der nächsten Seite.

Praxedis und Praxedis Hug, Harfenistin und Pianistin

«Ja, wir heissen beide Praxedis, Mutter und Tochter. Am 21. Juli ist unser Namenstag. Die heilige Praxedis war eine Wohltäterin, die in Rom als Märtyrerin starb. In Rom steht auch ihre Basilika Santa Prassede. Kunstliebhaber kennen sie wegen ihrer schönen Mosaiken. Unsere Alter? Darf ich leider nicht verraten. Wir hätten damit keine Mühe, aber unser Manager hat es uns verboten. Wir versprachen ihm, uns daran zu halten. In gewissen gesellschaftlichen Kreisen ist es besser, alterslos zu sein, um als Musiker gebucht zu werden.

Vater, Mutter, Tochter: wir lebten immer schon zusammen. Wer sich mit seiner Mutter nicht gut versteht, bewundert, wie harmonisch wir zusammenwohnen – andere haben damit ihre Mühe. Wir verstehen uns einfach gut. Warum sollte es anders sein? Mein Mann hatte auch nie Probleme mit seinen Eltern. Er ist gerade im Pilates. Früher machten wir drei das gemeinsam. Aber da wir Frauen immer verschieben mussten, geht er nun allein.

Mein Mann ist pensioniert. Er war ein guter Pianist, entschied sich als junger Mann aber für einen Beruf im Versicherungswesen. Dort lernte er meinen Vater kennen, der ihn zu uns nach Hause zum Abendessen einlud. Ich, das Töchterchen, spielte den Gästen vor. So lernten wir uns kennen.

Einige Jahre später zog ich zu ihm in dieses Haus nach Adliswil nahe Zürich. Das ist gut dreissig Jahre her. Mein Mann lernte durch mich Antiquitäten lieben. Wir haben etliche spezielle Antiquitäten, aber die Privaträume sind uns heilig: Wohnzimmer, Schlafzimmer und Praxedis' Kinderzimmer würden wir nie fotografieren lassen.

Ich hatte mir immer schon eine Tochter gewünscht. Für einen Sohn bin ich vermutlich nicht



Mutter und Tochter Praxedis Hug mit Queen: «Um zehn Uhr einen Espresso ans Bett.»

streng genug. Praxedis begann mit fünf Jahren, Klavier zu spielen, wie ich als Kind. Sie wusste früh, dass es sinnvoller ist, gewisse Dinge zu tun, damit man im Leben weiterkommt. Pianistin wollte sie schon als Kind werden: Sie übte bereits zwei Stunden, bevor sie morgens zur Schule musste. Mit zehn Jahren waren es täglich mindestens vier Stunden.

Wie ich das hinbekam? Durch Motivation und sanften Zwang, gerade so, dass es das Kind gar nicht merkt. Im Grunde ist es ein Überlisten. Kinder sollen nicht müssen, sondern wollen. Das geht natürlich nur, wenn das Kind etwas auch wirklich gern macht.

Noch immer steht Praxedis als erste auf, trinkt ein Glas Wasser und setzt sich ans Klavier, während mein Mann und ich friedlich schlafen. Gegen zehn Uhr bringt sie mir einen Espresso ans Bett. Nachdem ich mich zurechtgemacht habe, spiele ich mit unserem Hund. Queen ist, das darf ich sagen, drei Jahre alt. Dann setze ich mich an die Harfe. Um ein Uhr mittags bereitet uns mein Mann einen schönen Früchteteller zu. Das ist

unser Frühstück. Dann wird weiter geübt und arrangiert.

Zum Zvieri gibt es Quark oder eine Frucht. Guetsli haben wir keine im Haus. Wir führen ein anderes Leben als die meisten. Zu Abend essen wir erst um zehn Uhr, da wir abends oft Konzerte geben. Mein Mann bereitet uns jeweils einen wunderschönen frischen Salat zu. Die hochklappbaren Kochplatten in der Küche sind grossartig. Nach dem Salat koche ich uns noch etwas Warmes. Wenn gekocht ist – einfach hochklappen und fertig.

Wir trinken keinen Alkohol, aber gerne einen alkoholfreien Sekt. Unser gemeinsames Abendessen dauert fast zwei Stunden. Auch wenn wir zusammenleben und oft gemeinsam üben, haben wir uns immer genügend zu erzählen. Für manche mag es ungewöhnlich erscheinen, aber warum sollte sich Praxedis eine Wohnung nehmen, nur weil man das irgendwann mal macht, wenn wir es doch schön haben und genügend Platz.»

*Aufgezeichnet von Gudrun Sachse.
Fotos Daniel Winkler.*

Ihr Immobilientraum?



5 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhaus
8127 **Forch-Küsnacht**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21
Sorry, es sind leider alle Einheiten verkauft!
Bezug ab Sommer 2020, Bezug nach Vereinbarung
www.ufdeforch.ch



4 ½ - 6 ½ Zi. Doppel-Reihen-Einfamilienhäuser
8414 **Buch am Irchel**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis ab 895'000.-, Bezug ab Frühling 2020
www.wilerbuch.ch



3 Zi. und 4 Zimmer Mietwohnung
8708 **Männedorf**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Miete ab 2'500.- p/Mt. exkl NK, Bezug nach Vereinb.
www.loft-neugut.ch



4 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8152 **Glattbrugg**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.glattwies.ch



4 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8413 **Neftenbach**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.soonbylepa.ch



4 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen, Eckhaus
8118 **Pfaffhausen**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab 1'140'000.-, Bezug ab Sommer 2020
www.luckenholz.ch



4 ½ und 5 ½ Zi. Wohnungen, 2 DEFH
8332 **Rumlikon**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis ab 880'000.-, Bezug ab Frühling 2020
www.grueens-doerfli.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8545 **Rickenbach**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
Standort: www.soonbylepa.ch



5 ½ Zi. Maisonette-Eigentumswohnungen
8135 **Langnau a. Albis**, M. Knecht Tel. 044 804 34 34
Preis 1'765'000.-, Bezug nach Vereinbarung
www.bellesterrasses.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8953 **Dietikon**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.duo-dietikon.ch



5 ½ und 6 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser
8913 **Ottenbach**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.soonbylepa.ch



4 ½ Zi. Eigentumswohnung
8143 **Stallikon**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis 950'000.-, Bezug nach Vereinbarung
www.zuerikon.ch



4 ½ Zi. Atriumhäuser und 3 ½ - 5 ½ Zi. Wohnungen
8302 **Kloten**, Kevin Braunwalder Tel. 043 255 88 88
Preis ab 935'000.-, Bezug ab Winter 2020
www.panoramaweg-kloten.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8404 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
Standort: www.soonbylepa.ch



4 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8484 **Weisslingen**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.paradislig.ch



4 ½ - 6 ½ Terrassenwohnungen
8103 **Unterengstringen**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.sparrenberg.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8127 **Aesch-Maur**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
Standort: www.soonbylepa.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8493 **Saland**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab 495'000.-, Bezug ab Sommer 2020
www.ammuelibach.ch



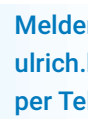
5 ½ Zi. Einfamilienhäuser
8458 **Dorf**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.soonbylepa.ch



**Haben Sie ein Grundstück auf dem
Immobilienträume verwirklicht
werden können?**



3 ½ und 5 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8615 **Wermatswil**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.leuberg.ch



Melden Sie sich bei unserem Chef 👍
ulrich.koller@lerchpartner.ch oder
per Telefon 052 235 80 00.



4 ½ Zi. Attika-Terrassenhaus
8309 **Birchwil**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis 2'040'000.-, Bezug ab Winter 2019/20
www.mira-birchwil.ch

Lerch & Partner
GENERALUNTERNEHMUNG AG
LerchPartner.ch

YouTube

Zürcherstrasse 124 Postfach 322
8406 Winterthur
Telefon 052 / 235 80 00

EIGENHEIM
MESSE
SCHWEIZ

**Wir nehmen an den folgenden
Immobilienmessen teil:**

Eigenheimmesse Schweiz in Zürich
5. - 8. Sept. 2019, Messe Zürich, Halle 6

svit
ZÜRICH

SVIT Immobilien-Messe in Zürich
27. - 29. März 2020, Lake Side Zürich

Gesund älter werden

Demographie 3/2019

Das Folio liefert mit dem Thema Demographie eine hervorragende weltweite Analyse unserer alternenden Gesellschaft. Wir werden gesünder älter. Zumeist verdrängen wir, die noch gesunden und aktiven Babyboomer, zukünftige Gesundheitsprobleme, die unser Gesundheitswesen in noch nie gesehenem Ausmasse herausfordern. Gesundheitspolitiker sehen in zwanzig Jahren über 20 000 fehlende Fachleute in der Alterspflege. Sicherheit im Alter ist ein bedeutender Anspruch an den Staat. Engstirnige Sicherheitspolitiker behaupten, dass sich der Zivildienst wie ein Gift in unser traditionelles Wehrwesen hineingefressen habe. Eine Anerkennung von Zivildienstleistenden als gleichwertige Dienstleistende an unserer Gemeinschaft ist fällig. Ebenso, dass endlich auch Frauen Zivildienst leisten können. Die heutigen politischen «Zivildienstverschärfer» werden dereinst froh sein, wenn sie als alte Pflegebedürftige von engagierten «Zivis» und nicht von Robotern einfühlsam und menschlich betreut werden. Dies auch, weil die Familienstrukturen es heute nicht mehr zulassen, Eltern im hohen Alter zu pflegen.

Roger E. Schärer, Feldmeilen ZH

Blumenkarten kreieren

«Was jetzt?», Demographie 3/2019

Zum Glück gibt es den Computer. Ich habe Parkinson und kann nicht mehr viel unternehmen. Aber am Computer schöne Blumen- und Landschaftskarten zu kreieren, das ist wunderbar. Wir hatten früher den Kartenverlag meines Vaters, «Jules Geiger Flims», übernommen und weitergeführt. Aber da konnte ich selten meine Motive anbringen. Inzwischen bin ich Witfrau und



84 Jahre alt, und da freut es mich sehr, dass ich noch schöne Karten machen und im Bekanntenkreis auch verkaufen kann. Allerdings zum Selbstkostenpreis, denn ich muss ja nichts verdienen daran.
Veronica Schneller, Malans GR

Bett-reten...

«Was jetzt?», Demographie 3/2019

Ich dachte, ich lese wohl nicht recht! Der Beitrag «Ein neues Bett kaufen» hört damit auf: «So bleibt etwas immer gleich: Am Schluss ist es der Mann, der die Quittung erhält für die Selbstbestimmung der Frau.» Was für ein antiquierter chauvinistischer Ausreisser ist das denn, und noch dazu verantwortet von einer Redaktorin!? Als ob Männern nicht daran gelegen wäre, dass ihre Partnerin gut schläft und zufrieden ist; als ob das Geld auf dem Konto, von welchem das Bett bezahlt wird, nicht von beiden Partnern verdient worden wäre. Ein paar Gedanken darüber, weshalb oder seit wann man sich geniert, offen über getrennte Schlafzimmer zu sprechen, und wie sich die lange historische Tradition getrennter Schlafzimmer, verbunden mit Statussymbolik, verändert hat, wären wohl ein adäquaterer

Abschluss eines an sich interessanten Beitrages gewesen...

Rahel Orgis, Thun

Und die Seniorenuni?

«Was jetzt?», Demographie 3/2019

Ein wichtiges Stichwort ist Ihnen entgangen: Weiterbildung! Besuchen Sie einmal die Seniorenuniversität an einem Dienstag oder Donnerstag um 14 Uhr. Bumsvolles Auditorium, alles Alte, die sich für aktuelle Themen interessieren und mitdiskutieren. Auch Sprach- und Malkurse sind en vogue. Und Freiwilligenarbeit: Es sind Tausende, die sich freiwillig um Bürger kümmern, die krank sind, einen Transport brauchen; oder ihre Verwandten und Familienangehörigen pflegen. Es ist wichtig, dafür täglich zu werben.

Artur Walser, Langnau ZH

Testosteron und Tradition

«Ohne Sicherheitsgurt»,

Demographie 3/2019

Ein sehr guter Artikel! Männer neigen viel mehr als Frauen zu riskanter Lebensweise, das ist genetisch bedingt und testosterongesteuert. In Russland kommt noch das traditionelle Verhalten hinzu. Kein echter Mann darf auf das «Wässerchen» (Wodka) verzichten. Dazu gesellt sich der Glimmstengel. Letztlich ist es auch ein Generationenproblem: Je mehr die Jungen in Arbeit und Brot kommen, desto eher meiden sie die Drogen und bevorzugen den Genuss. Auch Putins Staat tut gut daran, für gute Arbeitsplätze zu sorgen, die die Infrastruktur des Landes aufzubauen helfen, statt in der Ferne, aber auch an der Grenze, brotlose Kriege zu führen, die die Sitten, insbesondere was Rauchen und Trinken betrifft, weiter verschlechtern!

Dr. med. Petro-Alexander Rarei, Espelkamp (D)

Tagträume

Folio Folies 3/2019

Auch abgeschlossen vom Lärm der Grossstadt bleibt die heitere Gelassenheit Herausforderung. Gerhard Glücks Eremit erfährt kein ungetrübtes Glück, leidet an fehlender Aufmerksamkeit. Trotzdem empfehle ich noch vor der Planung des eigenen Begräbnisses Spaziergänge im Park, Lektüre von Gerhard Meier, Flaubert oder Tolstoi. Das Staunen ins Geäst vor dem leicht bewölkten Blau lässt entdecken, was man nicht gesucht hat: Tagträume, vielleicht.

Heinz Nehrwein, Zürich

Glücksfall

Folio Folies allgemein

Ein Glück fürs Folio (und für uns Leser), dass es Gerhard Glück mit seinen wunderbaren Cartoons zum Abschluss jeder Folio-Ausgabe gibt. Wir besuchten kürzlich eine Glücksausstellung in Bad Mergentheim, viele Cartoons stammten aus früheren Folio-Ausgaben. Welche Augenweide, welcher Schalk! Danke für diesen Glücksfall.
Adolf Bühler, Bonstetten ZH

Sami, nicht Lappen!

«Schrecklich schön», Schnee 2/2019

Wie immer habe ich auch das NZZ-Folio zum Thema Schnee mit Begeisterung gelesen. Im Artikel zum hohen Norden, wo – zu meinem Leidwesen, aber man darf ja nicht böse sein, wenn andere die Schönheit Lapplands auch entdecken – es immer mehr Tourist*innen hinzieht, ist von den «Lappen» die Rede. Die Rentierbesitzer*innen in Finnisch-, Schwedisch- und Norwegisch-Lappland bezeichnen sich aber als Sami. Das Land heisst zwar Lappland, die Bewohner*innen als Lappen zu bezeichnen wird jedoch als despektierlich empfunden.

Simone Gretler Heusser, Zürich

Impressum

Redaktion

Daniel Weber (Leitung), Reto U. Schneider (Stv.), Barbara Klingbacher, Aline Wanner, Patric Marino (Volontär), Doris Mortellaro (Sekretariat)

Gestaltung

Daniela Salm (Produktion), Aurel Peyer (Art Direction), Lea Truffer (Bildredaktion), Eleni Bolovinos, Marianne Birchler (Layout), Urs Remund (Korrektur)

Externe Rubrikenautoren

Felix Lill, Journalist, Tokyo
Wolfgang Ullrich, Kulturwissenschaftler, Leipzig
Andreas Heller, Journalist, St. Gallen
Gudrun Sachse, Journalistin, Zug

Adresse Redaktion und Verlag

NZZ-Folio, Falkenstrasse 11
Postfach, CH-8021 Zürich
Tel. +41 44 258 1111
folioreaktion@nzz.ch; folio.nzz.ch

Chefredaktorin Magazine

Nicole Althaus

Creative Direction

Simon Esterson, Holly Catford

Anzeigenverkauf

NZZ Media Solutions, Neue Zürcher Zeitung AG, Falkenstrasse 11, Postfach, CH-8021 Zürich, Telefon +41 44 258 16 98, Fax +41 44 258 13 70, inserate@nzz.ch; nzzmediasolutions.ch
Westschweiz: Yves Gumy, Tel. +41 21 311 48 95
Verbreitete Auflage: 96 104 Ex. (Wemf 2017)

Leserservice

Tel. +41 44 258 10 00, Fax +41 44 258 18 39
leserservice@nzz.ch; nzz.ch/leserservice

Jahresabonnements (inkl. MWSt)

NZZ-Folio wird der Inlandauflage der «Neuen Zürcher Zeitung» beigelegt. Den Auslandabonnenten der NZZ wird es separat zugestellt.
NZZ-Folio (inkl. digitale Ausgabe): 104 Fr. (Schweiz), 86 € (Deutschland und Österreich), 112 Fr. (übriges Ausland)
NZZ-Folio erscheint seit 1991.

Einzelheftbestellung (inkl. MWSt und Porto)

Hefte Feb.-Nov.: 13.80 Fr. (Schweiz) / 13.80 € (Ausland)
Doppelnummer Dez./Jan. 19 Fr./19 €
Bestellen: folio.nzz.ch/heftbestellung

Litho und Druck

St. Galler Tagblatt AG, Swissprinters AG

NZZ-Mediengruppe

Felix Graf (CEO)

© Verlag NZZ Folio, 2019 (ISSN 1420-5262).
Alle Rechte vorbehalten. Jede Verwendung der redaktionellen Texte (besonders ihre Vielfältigkeit, Verbreitung, Speicherung und Bearbeitung) bedarf der schriftlichen Zustimmung durch die Redaktion. Ferner ist diese berechtigt, veröffentlichte Beiträge in eigenen gedruckten und elektronischen Produkten zu verwenden oder eine Nutzung Dritten zu gestatten.



VICTORINOX



LEXICON HARDSIDE GLOBAL CARRY-ON

SHOP ONLINE AT VICTORINOX.COM



ESTABLISHED 1884



New York, USA.

Leben mit Geschichten

Die Leser

Wir alle sind Leser, und doch liest niemand gleich. Die eine vergräbt sich in Büchern, der andere ist ein Comics-Fan, die dritte konsumiert News am Bildschirm. Was geht verloren, wenn wir nur noch digital lesen statt auf Papier? Entwickeln Kinder dank Harry Potter mehr Mitgefühl? Und was macht das Lesen überhaupt mit uns? Mit solchen Fragen haben wir uns für diese Ausgabe beschäftigt. Das Heft ist in Zusammenarbeit mit unseren Kollegen der Zeitschrift «Reportagen» entstanden. Sie haben ihre Leser aufgefordert, ihnen eine unvergessliche Geschichte ihres Lebens zu erzählen. NZZ-Folio-Leserinnen und -Leser können diese Ausgabe von «Reportagen» gratis bestellen unter: reportagen.com/folio

«Wir bekommen Twitter-Gehirne»

Was geht verloren, wenn wir nur noch am Bildschirm statt auf Papier lesen? Die Leseforscherin Maryanne Wolf sagt: Mehr, als wir glauben.

Von Michaela Haas

Maryanne Wolf, Ihre Forschung zeigt: Wir sind nicht zum Lesen geboren.

Lesen ist nicht natürlich. Für gesprochene Sprache sind wir genetisch programmiert, aber es gibt kein Lese-Gen in unserem Körper. Man kann ein Kind überall hinstecken, wo gesprochen wird, und es wird die Sprache lernen. Für Schrift dagegen braucht man einen ganz anderen Schaltkreis. Schaltkreise sind eine Art Netzwerk von neuronalen Netzen, die alle Bereiche verbinden, die für eine Funktion wichtig sind. Unser Gehirn ist in der Lage, neue Schaltkreise für neue kognitive Funktionen zu schaffen, und das hat es vor rund 6000 Jahren fürs Lesen getan. Es ist einer der wunderbarsten Schaltkreise, die wir je kreiert haben, denn er hat die Fähigkeit, sich mit allem, was wir lesen und denken, immer weiter auszudehnen und sich mit kognitiven und empathischen Prozessen zu verbinden.

Bisher dachte ich, man lerne einmal lesen und könne es dann. Sie schreiben, unser Gehirn lerne immer weiter.

Goethe sagte, er habe achtzig Jahre gebraucht, um richtig lesen zu lernen, und selbst dann sei er noch nicht am Endpunkt gewesen. Die Schaltkreise vernetzen sich immer weiter, können aber auch verkümmern. In den Neurowissenschaften gibt es eine Maxime, was das Gehirn betrifft: Use it or lose it. Nutze es oder verliere es. Dem möchte ich hinzufügen: Choose it. Ich hoffe, die Menschen verstehen, dass wir eine Wahl haben: Wir können wählen, wie wir lesen wollen. Das können wir aber nur, wenn wir wissen und verstehen, was es mit dieser Wahl auf sich hat.

Für das Lesen benutzen Sie das Bild eines Zirkus im Gehirn, in dem fünf Manegen gleichzeitig bespielt werden. Wofür stehen diese Manegen?

Sehen, Sprache, Kognition, motorische Fähigkeiten und Affekt. All die verschiedenen Bereiche in unserem Gehirn müssen auf komplexe Weise zusammenspielen, um ein einzelnes Wort zu lesen. Jeder Bereich bietet neue Informationsbruchstücke über das, was wir lesen, zum Beispiel visuelle Informationen über Buchstabenmuster. Viele Sprach- und kognitive Bereiche liefern Informationen über die Bedeutungen, wörtliche und persönliche Assoziationen oder grammatische Möglichkeiten eines Wortes. In manchen Fällen kann ein Wort wie «springen» sogar die motorischen Bereiche aktivieren, die fürs Springen zuständig sind.

Ihr neues Buch untersucht die Unterschiede, die sich ergeben, wenn wir auf Papier oder digital lesen.

In meinem vorangehenden Buch, «Das lesende Gehirn», ging es ja um die Prozesse, die beim Lesen



New York, USA.



Meistverkauft

Die erfolgreichsten Bücher aller Zeiten zu eruieren ist schwierig.

Bei älteren Werken kann die Auflage nur grob geschätzt werden, selbst bei neueren herrscht Unsicherheit. Für Klassiker wie «Don Quijote», «Der Graf von Monte Christo» und andere gibt es keine Zahlen. Die Liste hier stammt von Wikipedia. Politische und religiöse Bücher fehlen. Ihre Auflagen widerspiegeln nicht den tatsächlichen Verkauf.

Herr der Ringe

J. R. R. Tolkien, 1954/55.

Das als ein Buch geplante Fantasy-Epos soll sich 150 Millionen Mal verkauft haben. Weil es aus wirtschaftlichen Gründen auf drei Bände aufgeteilt wurde, gilt es nicht als Buchserie.

Der kleine Prinz

Antoine de Saint-Exupéry, 1943.

Die Weltauflage der poetischen Kritik an der Welt der Erwachsenen und des Konsums beträgt über 140 Millionen.

Harry Potter und der Stein der Weisen

J. K. Rowling, 1997.

Der erste der sieben Bände verkaufte sich 120 Millionen Mal. Mit über einer halben Milliarde Exemplare die erfolgreichste Buchserie aller Zeiten.

Der Hobbit

J. R. R. Tolkien, 1937.

Vorläufer von «Herr der Ringe» für Kinder. Auflage: 100 Millionen.

Und dann gab's keines mehr

Agatha Christie, 1939.

Der 100 Millionen Mal verkaufte Krimi hiess ursprünglich «Zehn kleine Negerlein».

Der Traum der roten Kammer

Cáo Xuěqín, 1791.

Der Niedergang der Familie Jia in Peking ist ein Klassiker der chinesischen Literatur.

Geschätzte Verkäufe: 100 Millionen.

stattfinden. Noch während ich es fertigstellte, wurde mir klar, dass sich mein Studienobjekt gerade massiv veränderte. Heute verbringen wir im Schnitt täglich elf Stunden vor einem Bildschirm.

Was macht das mit uns?

Auf einer ganz grundlegenden Ebene sammeln und entschlüsseln wir beim Lesen Information. Das ist aber nur die Basis, denn es passiert viel mehr: Je tiefer wir in einen Text eintauchen, desto stärker schult es unser kritisches Denken, auch unsere Empathie und Einsichten. Das braucht aber Zeit. Ich unterscheide zwischen zwei Arten des Lesens: dem oberflächlichen digitalen Lesen, bei dem es vor allem darum geht, möglichst schnell viele Informationen zu verarbeiten. Und dem zeitaufwendigen «tiefen» Lesen, bei dem ein kognitives Räderwerk aus Aufmerksamkeit, Gedächtnis sowie visuellen, auditorischen und sprachlichen Prozessen in Gang gesetzt wird. Beim digitalen Lesen verändern sich nicht nur die Augenbewegungen: Wir lesen den Anfang, huschen im Zickzack über den Mittelteil und lesen dann wieder den Schluss. Das digitale Lesen ist auf Geschwindigkeit geeicht.

Und was genau passiert beim tiefen Lesen?

Der Dichter T. S. Eliot fragte: «Wo ist die Weisheit, die wir im Wissen verloren haben? Wo ist das Wissen, das wir in der Information verloren haben?» Wenn wir tief lesen, gehen wir über die blossе Information hinaus und zapfen unser Wissen an. Wenn wir Glück haben, gehen wir über unser gespeichertes Wissen hinaus, um unsere eigene Weisheit zu entdecken. Das ist die produktivste Form des tiefen Lesens.

Sie schreiben, dass wir täglich 50 000 bis 100 000 Wörter lesen. Es ist offensichtlich, dass wir das nicht verarbeiten und behalten können.

Wir lesen so viel, aber es ist fragmentiert. Man kann mit dieser Menge nicht umgehen, also brauchen wir kognitive Strategien. Das Überfliegen ist die erste Strategie. Wie wir lesen, beeinflusst aber, was wir lesen, denn wir wenden uns dem zu, was am wenigsten Aufwand braucht. Wir wissen, dass Studenten immer aus den ersten und den letzten Seiten der Literatur zitieren und nur aus wenigen Stellen dazwischen. Wenn wir Google konsultieren, schauen wir die ersten Resultate an, niemand schaut auf Seite 20 nach. Wir lassen den Algorithmus über unser Wissen bestimmen. Das ist oft kein Wissen, sondern Information, die gekauft wurde oder sonst aus einem Grund populär ist. So verkümmern die Bereiche in unserem Gehirn, die für kritisches Denken zuständig sind. Wir geben den Sätzen nicht mehr unsere ganze Aufmerksamkeit. Das führt dazu, dass wir alle Twitter-Gehirne bekommen.

Gab es in Ihrem Leben eine Erfahrung, die Ihnen klar machte, wie einzigartig und wichtig Lesen ist?

Ja, in den 1970er Jahren wurde ich auf eine Art Peace Corps Mission in eine sehr ländliche und arme Gegend von Hawaii geschickt. Da gab es keine Schule, und ob die Kinder lesen lernten, hing von mir ab. Sie waren toll, absolut lernbegierig. Einigen konnte ich das Lesen beibringen, aber vielen nicht. Meine grosse Liebe zum Lesen reichte nicht aus. Viele der Kinder hatten Analphabeten als Eltern. Mein Aha-Erlebnis war: Ich sah in dem ärmlichen Dorf, was passiert, wenn man nicht lesen lernt. Wenn die Kinder Analphabeten blieben, würde das ihr Potential für den Rest ihres Lebens einschränken. Natürlich kann man später lesen lernen, aber als Kind baut man die Plattform für flüssiges Verstehen.

Das wurde Ihr persönlicher Wendepunkt?

Ich hatte gerade meine Abschlussarbeit über Rilke geschrieben und dachte, ich würde weiter vergleichende Literatur studieren. Stattdessen sagte ich nach Hawaii alles ab und bewarb mich um einen Studienplatz in Neurolinguistik. Ich hatte das Glück, im Harvard Reading Lab in Boston zu einer Zeit zu landen, in der all die grossen Denker da waren, Noam und Carol Chomsky oder der Neurologe Norman Geschwind. Seither versuche ich, alles über das Lesen zu verstehen. Wie können wir allen Kindern helfen? Wie kann ich

Leuten begreiflich machen, dass diese Fähigkeit, die viele für selbstverständlich halten, eine der wichtigsten Grundlagen ist, um sich geistig weiterzuentwickeln?

Hierzulande fehlt es heute nicht am Willen, sondern an der Konzentration, oder?

Unsere Aufmerksamkeitsspanne liegt bei etwa fünf Minuten. Vor zehn Jahren waren es noch zehn.

Hat der Autor Nicholas Carr also recht mit seiner These, das Internet mache uns dumm?

Das Internet macht nicht dumm. Es verführt uns dazu, das Potential zu verschwenden, etwas tiefer zu verstehen. Ich bin kein Feind der Technik, die digitalen Medien haben viele Vorteile. Die «soziale Gerechtigkeit» im Titel meines Instituts ist mir wichtig: Lesen ist ein Menschenrecht. Eine Hälfte von mir ist ekstatisch wegen der neuen Möglichkeiten, die andere Hälfte macht sich Sorgen, wie wir diese neuen Werkzeuge nutzen. Wir müssen beide Wahrheiten im Auge behalten, damit wir nicht nur in eine Richtung rasen und die Kontrolle verlieren. Der Bildschirm eignet sich perfekt, um verschiedene Informationsebenen auf einmal zu bewältigen, er eignet sich fürs Multitasking. Das hat gute und schlechte Folgen: Ohne es zu merken, ist unsere Aufmerksamkeit immer geteilt.

ANZEIGE

↔ SBB CFF FFS

Kunst und Kultur erleben.

Online kaufen auf sbb.ch/kunst-kultur.

Photo © Bernische Historische Museum, Bern

↔ SBB CFF FFS

RAIL BON
IM WERT VON CHF

5.-

Zur Anrechnung an ein Kombi-Angebot auf sbb.ch/kunst-kultur.

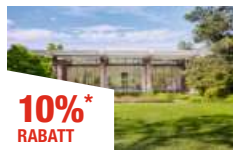
Preisbeispiel:

«Fly me to the Moon», bis 30. Juni 2019 im Kunsthaus Zürich. Eintritt Erwachsener CHF 15.80 anstatt CHF 20.80 bei An-/Rückreise mit dem Öffentlichen Verkehr.

Der Rail Bon kann an den meisten bedienten Schweizer Bahnhöfen beim Kauf des Angebotes an Zahlung gegeben werden. Der Rail Bon ist nicht kumulierbar (pro Person nur 1 Rail Bon). Keine Barauszahlung, Erstattung oder Weitergabe gegen Entgelt.

Pay Serie 0219 0000 0700
Gültig bis 31.7.2019

Besuchen Sie aktuelle Ausstellungen zu kleinen Preisen.



**Picasso –
Fondation Beyeler.**
Bis am 26. Mai 2019
sbb.ch/picasso



**Fly me to the Moon –
Kunsthaus Zürich.**
Bis am 30. Juni 2019
sbb.ch/kunsthaus-zuerich



**Impressionistische Schätze –
Fondation Pierre Gianadda.**
Bis am 16. Juni 2019
sbb.ch/impressionistische-schaetze



**Kosmos Kubismus –
Kunstmuseum Basel.**
Bis am 4. August 2019
sbb.ch/kosmos-kubismus



* Der Rabatt gilt auf den Eintritt ins jeweilige Kunsthaus/Museum bei An-/Rückreise mit dem Öffentlichen Verkehr. Weitere Informationen und Kauf online auf sbb.ch/kunst-kultur.

RailAway



Rom, Italien.

Gilt das auch, wenn wir Ablenker wie E-Mail-Benachrichtigungen ausschalten?

Der psychologische Modus beim digitalen Lesen ist Geschwindigkeit: Wir wollen damit schnell zum Ende kommen. Beim Lesen von Print helfen uns räumliche Mechanismen. Wir erinnern uns, dass eine bestimmte Information im ersten Drittel des Buches auf der linken Seite ganz oben stand. Auch beim digitalen Lesen oder sogar bei Hörbüchern kann man sich an den Inhalt erinnern, aber der räumliche Hilfsmechanismus fehlt. Es ist ein Sakrileg zu glauben, dieses schnelle, oberflächliche Lesen führe zu den besten Einsichten. Ich bin genauso ein Drüberhuscher geworden wie alle anderen, aber ich habe mir angewöhnt, mir eine Frage zu stellen, bevor ich lese: Warum lese ich das? Was ist meine Absicht, mein Ziel? Wenn es mir um tiefes Lesen geht, dann drucke ich den Text aus oder markiere ihn mir für später, wenn ich mehr Zeit habe. Es ist nicht so, dass wir am Bildschirm nicht auch tief lesen könnten, aber auf dem Papier ist es einfacher.

In der sogenannten Stavanger-Erklärung haben kürzlich über 130 Wissenschaftler aus ganz Europa festgestellt:

Papier ist der beste Träger für Informationen, vor allem wenn man sie auch im Gedächtnis behalten will.

Sie haben eine Metaanalyse von mehr als 50 Studien gemacht, in die mehr als 171 000 Menschen involviert waren, um herauszufinden: Gibt es einen Unterschied, wenn wir eine Kurzgeschichte auf dem Kindle oder auf Papier lesen? Die Personen, die auf Papier lasen, verstanden den Text besser, erinnerten sich an mehr Details und konnten den Handlungsstrang besser chronologisch nacherzählen. Wir brauchen mehr Hirnforschung, um wirklich zu verstehen, was im Gehirn vor sich geht, wenn wir digital lesen. Aber die bisherigen Studienergebnisse sind eindeutig. Ich dachte, vielleicht wäre es für die «Digital Natives» anders – also die Generation, die mit digitalen Medien aufgewachsen ist –, aber auch in dieser Altersgruppe ist Papier klar im Vorteil.

Was passiert beim digitalen Schnelllesen?

Es gibt drei Dinge, die mich beunruhigen: Erstens geht die Komplexität der Gedanken verloren, und mit der Komplexität verlieren wir auch die Empathie und das kritische Denken. Zweitens verlieren wir Schön-

heit. Wenn wir nur drüberhuschen, verstehen wir nicht, wie sehr der Autor damit gerungen hat, das «mot juste» zu finden, den richtigen Ausdruck. Wir verpassen die Nuancen. Das könnte man als Luxus-sorgen abtun, aber der dritte Punkt ist eine echte Gefahr für unsere Demokratie: Wir werden faul, kognitiv ungeduldig und bleiben lieber in unseren Gedankensilos, weil das weniger Zeit und Anstrengung braucht. Damit sind wir leichte Beute für falsche Ängste und trügerische Hoffnungen, und dies sind die beiden wichtigsten Werkzeuge von Demagogen. Diese Atrophie, also das Verkümmern unseres Denkens, hat Auswirkungen auf unsere Demokratie.

Digitale Medien lassen die Kritikfähigkeit schwinden?

Der Verlust des Tiefenverständnisses und analytischen Denkens ist ein Kollateralschaden unserer digitalen Kultur. Wir fühlen uns gut informiert, sind es aber nicht und wissen gar nicht, was wir nicht wissen.

Kann man nicht daran arbeiten, digitale Technik in diesem Sinn zu verbessern?

Ja, wir müssen mit der Technik arbeiten, um ihre Schwächen anzugehen. Wir leben im digitalen Zeitalter, also müssen wir herausfinden, wie wir Technik zum Besseren verändern. Aber solange wir das nicht gemacht haben, fordere ich, dass wir Print bewahren, vor allem für die junge Generation. Papier und Bildschirm sind keine Feinde. Ich will das eine bewahren und das andere weiterentwickeln.

Statt Technik für unser Suchtverhalten zu optimieren, wie es etwa Facebook macht, könnten wir sie so bauen, dass wir uns besser konzentrieren und erinnern.

Microsoft arbeitet zum Beispiel an einem Lerntool, das Schülern hilft, ihre Lese- und Schreibfähigkeit zu verbessern. Dabei konsultieren die Mitarbeiter von Microsoft auch Neurowissenschaftler. Bitte denken Sie nicht, dass ich gegen technischen Fortschritt bin. Hier an der Wand sehen Sie Fotos von Kindern in Äthiopien. Das ist ein Projekt, bei dem wir schauen, ob Kinder mit Tablets ohne Lehrer lesen lernen können. Und ich habe selbst ein Programm kreiert, RAVE-O, das Kindern mit Leseschwäche hilft und das halb digital, halb auf Papier funktioniert.

Sind Ihre Kinder mit digitalen Medien aufgewachsen?

Beim jüngsten Sohn habe ich einen schweren Fehler gemacht: Ich habe ihm die ersten zehn Jahre das Fernsehen verboten. Als er endlich Zugang hatte, war er so fasziniert, dass er fast süchtig wurde. Jetzt ist er 29 und arbeitet bei Google an internationalen Strategien. Was für eine Ironie! Mein älterer Sohn ist 31, Legastheniker und lebt als Künstler hier in Los Angeles. Beide waren sehr wichtig für die Entwicklung meines Denkens.

Haben Sie wegen Ihres Sohnes die Leseschwäche zu einem Ihrer Kernthemen gemacht?

Nein, es war umgekehrt. Unmittelbar nach der Hawaii-Erfahrung wollte ich herausfinden, wie wir Kindern am besten das Lesen beibringen, und Legasthenie ist einfach die offensichtlichsste Lernschwäche. Bei meinem Sohn stellte ich die Diagnose, als er fünf war. Ich studierte damals in Berlin als Fulbright Fellow, und wir hatten noch nicht so viele Erkenntnisse. Aber er hat mir geholfen zu verstehen, dass Onlinespiele hilfreich sein können, um lesen zu lernen, wenn sie gut gemacht sind. Gerade Kinder mit Leseschwächen können davon profitieren.

Raten Sie, Kindern digitale Medien zu verbieten?

In meiner idealen Welt hätten Kinder unter zwei Jahren keinen Zugang zu Bildschirmen. Digitale Medien bombardieren sie zu sehr mit Eindrücken, sie kidnappen ihren Aufmerksamkeitsmechanismus. Ich würde sie nicht vor ihnen verstecken, aber sie ihnen auch nicht geben. Im Alter zwischen zwei und fünf würde ich sie nach und nach einführen, aber nie als Belohnung und schon gar nicht als Babysitter-Ersatz. Ein Kollege von mir hat die Aktivierung verschiedener Gehirnregionen in drei Szenarien verglichen: wenn kleinen Kindern vorgelesen wird, wenn sie ein Hörbuch hören oder wenn sie die gleiche Geschichte als Animation sehen, etwa als Zeichentrickfilm. Das Vorlesen regte das Gehirn am meisten an. Wenn Eltern und Babysitter können, sollten sie den Kindern vorlesen. Wenn nicht, ist ein Hörbuch das Zweitbeste.

Und ab fünf Jahren?

Wir wissen, wie sehr Kinder profitieren, wenn sie zweisprachig aufwachsen. Meine Hoffnung ist, dass wir das Gehirn biliteral schulen können, also Kindern sowohl das analoge als auch das digitale Lesen beibringen. Wir müssen eine neue Art von Gehirn kultivieren.

Wie kann das konkret aussehen?

Ab fünf Jahren können Kinder lernen zu programmieren. Sie können auf dem Bildschirm zum Beispiel Legos hüpfen lassen und sich so stetig digital weiterbilden. Programmieren ist etwas Kreatives und Aktives, das ist etwas ganz anderes, als sich passiv berieseln zu lassen. Das Lesen würde ich aber auf Papier einführen, und zwar so lange, bis die Fähigkeiten zum tiefen Lesen wirklich entwickelt sind, also bis etwa zum zehnten Lebensjahr. Dann könnten geschulte Lehrer die Kinder weiter ausbilden. Wie navigieren wir im digitalen Raum? Was sollten wir in Frage stellen, was akzeptieren? Im Augenblick überlassen wir die Kinder mit ihren Bildschirmen weitgehend sich selbst. Das macht sie anfällig, zu Opfern zu werden, durch Cyberbullying oder Falschinformationen. Wir beobachten schon bei Dritt- und Viertklässlern weniger Empathie als früher.

Ich habe als Kind so viel gelesen, dass meine Eltern mir verboten, mehr als ein Buch pro Tag zu verschlingen.

Kinder verstehen nicht, dass Geschwindigkeit kein Ziel ist. «Ich bin mit diesem Text schneller fertig geworden als du, also lese ich besser.» Nein, tust du nicht.

Sokrates machte sich nach der Einführung der Schriftsprache Sorgen, Junge würden glauben, die Wahrheit zu kennen, bevor sie angefangen hätten, nach ihr zu suchen.

Sie wissen nicht, was sie nicht wissen. Wir haben sie so erzogen, es ist nicht ihre Schuld. Die Philosophin Martha Nussbaum schrieb, wir alle seien Interessenbewahrer für die nächste Generation. Und dass es ein schrecklicher Verlust wäre, wenn wir alle technisch begabte Kinder erziehen würden, die nie die Weite ihres Intellekts erfahren oder nie wirklich verstehen, was in anderen vor sich geht.

Dass kritisches Denken beim digitalen Schnelllesen auf der Strecke bleibt, leuchtet ein, aber was ist der Zusammenhang mit der Empathie?

Empathie braucht Zeit. Nehmen wir eines meiner Lieblingsbeispiele, das Hemingway zugeschrieben wird. Er wurde gebeten, eine Geschichte in sechs Worten zu erzählen. Er schrieb: «For sale: baby shoes, never worn.» Der Inhalt ist leicht zu verstehen: eine Verkaufsanzeige für Babyschuhe. Aber um die empathische Tragweite dieser Geschichte zu erfassen, braucht es einige Millisekunden extra. Es kommt immer öfter vor, dass Zuhörer die emotionale Wucht erst begreifen, wenn andere aufseufzen.

Wenn ich Advocatus diaboli spielen darf: Ich habe viel zu tun, warum zum Teufel sollte ich Zeit zum tiefen Lesen aufwenden, warum sollte mich kümmern, was ein Autor fühlt oder was Hemingway mit Babyschuhen wollte?

Das ist genau die Frage: Warum lesen Sie? Was wir lesen, verändert sich dadurch, wie und warum wir lesen. Nichts hat meinem Leben mehr Sinn gegeben als

das, was ich aus Büchern schöpfte. Kein Lehrer, kein Priester, kein Rabbi, kein Mönch hat mir mehr beigebracht als Bücher. Wir können uns Wissen erschließen, dieses Wissen vertiefen, ausbauen und uns in neue Gebiete entführen lassen, die wir bisher nicht kannten. Es ist eine Frage, die sich jeder Mensch stellen sollte: Was hoffe ich zu gewinnen, wenn ich lese?

Als Forscherin sind Sie ja auch Vielleserin. Wie gehen Sie mit dem digitalen Lesen um? Drucken Sie etwa alles aus?

Irgendwann wurde mir klar: Ich bin eine sogenannte Lese-Expertin, aber was ich erforsche, passiert mir auch selbst. Als ich nach vielen Jahren versuchte, meinen geliebten Hermann Hesse wieder zu lesen, musste ich feststellen, dass ich es kaum noch konnte. Ich zwingte mich, das tiefe Lesen zu trainieren. Schauen Sie sich in meinem Büro um. Einige dieser Container sind voll mit meinem Papierarchiv, das ich mitgebracht habe. Und für mein Haus habe ich mich unter anderem wegen der eingebauten Bücherregale entschieden. Bücher helfen mir, eine Tiefenkonzentration zu erreichen und Einsichten, die ich am Bildschirm nicht bekomme. Mein erstes Buch habe ich übrigens komplett von Hand auf Papier geschrieben, das letzte noch zur Hälfte. Auch das Schreiben von Hand vertieft unser Verstehen und unser Erinnerungsvermögen.

Haben Sie einen Kindle?

O ja, darauf finden Sie – mit wenigen Ausnahmen – leichte Kost, die wenig Anstrengung kostet und die ich vielleicht im Flugzeug lese. Ich bin immer die mit dem schwersten Handgepäck, weil ich mindestens drei Bücher und dazu noch den Kindle dabei habe. Den benutze ich vor allem für oberflächliches Lesen.

Und wann lesen Sie tief?

Ich nehme mir jeden Morgen und jeden Abend Zeit dazu. Erst meditiere ich am Morgen 20 Minuten, dann lese ich 20 bis 30 Minuten, meistens etwas Philosophisches oder Spirituelles, etwa von Theologen wie Thomas Merton oder John Dunne. Es ist eine Meditation des Lesens, die mir Disziplin und Geduld gibt. Abends nehme ich mir dann nochmals 20 bis 30 Minuten Zeit für einen richtig anspruchsvollen Roman. Er darf nur nicht so spannend sein, dass er mich nachts wachhält. Das gibt mir Ruhe und ein kognitives Glücksgefühl. Ich mache das bewusst, gerade weil ich die Auswirkungen des digitalen Lesens studiere. Damit erinnere ich mich jeden Tag, warum ich lese: um jeden Tag neue Gründe zur Dankbarkeit zu finden für unser schönes, kompliziertes Leben.

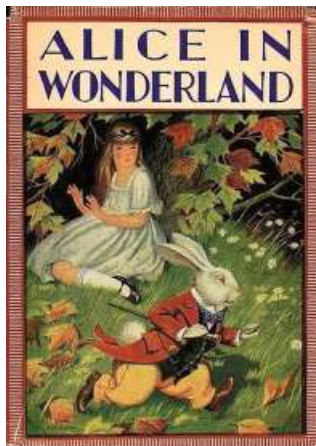
Michaela Haas ist freie Journalistin und Buchautorin; sie lebt in Los Angeles.

Bildlich dargestellt wird die Arbeit des Gehirns beim Lesen in einer Grafik im Magazin «Reportagen», das im April auch dem Leser gewidmet ist (siehe S. 5).

Maryanne Wolf ist Neurowissenschaftlerin und Direktorin des Zentrums für Dyslexie, Diverse Learners und Social Justice an der University of California in Los Angeles; zuvor war sie als Professorin an der Tufts University tätig. Sie hat

unter anderem das Buch «Das lesende Gehirn» verfasst, das 2009 bei Spektrum erschienen ist. Ihr neues Werk, «Schnelles Lesen, langsames Lesen», erscheint Mitte April im Penguin-Verlag. Wolf wohnt in Los Angeles, hat zwei erwachsene Söhne und spricht ein ganz passables Deutsch: Ihre Schwiegermutter ist Schweizerin, und zwei ihrer besten Freunde leben im Kanton Freiburg.





Buch meines Lebens

Alberto Manguel ist Alice ins Wunderland gefolgt und hat dort die Landschaft seiner Träume gefunden.

Ich begegnete Alice zum ersten Mal mit acht oder neun. Schnell wurde mir klar, dass meine Welt, die ich erst zu entdecken begann, in ihrer gespiegelt war. In der *Commedia* erklärt eine der Seelen Dante, das goldene Zeitalter, von dem die Dichter gesungen hätten, sei eine unbewusste Erinnerung an das verlorene Paradies, an einen vergangenen Zustand des absoluten Glücks.

Demnach ist Alice' Wunderland vielleicht so etwas wie die unbewusste Erinnerung an einen Zustand absoluter Vernunft, der uns durch die Brille heutiger Konventionen als blanker Irrsinn erscheinen muss. Wer Alice ins Kaninchenloch, durch das labyrinthische Reich der Herzkönigin und später hinter die Spiegel folgt, tut dies nie zum ersten Mal. Das Wunderland kam in meine Welt (oder ich zu ihm) wie der Garten Eden: ein Ort, von dessen Existenz wir wissen, ohne je dort gewesen zu sein. Die Geographie von *Alice* (die auf keiner Karte verzeichnet ist, denn «die wahren Orte sind es nie», wie Melville schreibt) bildet bis heute die Landschaft meiner Träume.

Alice' Welt ist, wie ich erkannte, natürlich meine eigene: nicht in einem symbolischen Sinn, auch nicht in Form einer kalkulierten Allegorie oder dystopischen Fabel. Wunderland ist einfach jener verrückte Ort, an dem wir uns jeden Tag wiederfinden, mit seiner täglichen Dosis an Himmel, Hölle und Fegefeuer – der Ort, den ich durchirren muss, indem ich durch mein Leben wandere. Auf ihrer Reise steht Alice (genau wie mir) nur eine Waffe zu Gebote: die Sprache.

Worte leiten uns durch den Wald der Grinsekatz und über das Krocketfeld der Königin. Worte lehren Alice den Unterschied zwischen dem, wie die Dinge sind, und dem, wie sie scheinbar sind. Erst ihr beharrliches Fragen bringt den Wahnsinn an die Oberfläche, der wie bei uns unter einer dünnen Schicht von Konventionen und Rationalität verborgen ist. Wie die Herzogin können wir Logik im Wahnsinn suchen, indem wir uns eine Moral für jede noch so absurde Geschichte bereitlegen. Doch in Wahrheit haben wir keine Wahl, wie die Grinsekatz Alice erklärt: Egal, welche Abzweigung

wir wählen, am Ende des Weges werden wir unter Wahnsinnige geraten. Dann können wir nur noch auf unsere Sprache vertrauen, um nicht gänzlich den Verstand zu verlieren.

Wie Alice laufen wir Gefahr, uns und alle anderen in unseren Tränen zu ertränken. Wie der Dodo glauben wir, egal, wie kopflos wir voran hasten, wir seien Sieger und hätten einen Preis verdient. Wie das weisse Kaninchen geben wir nach links und rechts Befehle aus, als wären die anderen verpflichtet, uns zu gehorchen. Wie der verrückte Hutmacher meinen wir, uns allein stünden Speis und Trank an der grossen Tafel zu, und bieten Hungrigen zynisch Wein und Marmelade an, die jeden Tag zu haben sind – nur heute nicht. Unter der Herrschaft von Despoten wie der Herzkönigin sind wir gezwungen, absurde Spiele mit unzulänglichen Mitteln zu spielen – Bälle, die wie Igel davonkugeln, Schläger, die sich wie Flamingos winden – und wenn wir die Regeln des Spiels brechen, droht man uns mit Enthauptung.

Nur wenige von uns hätten den Mut, den Alice aufbringt, wenn sie am Ende des ersten Buches aufsteht und sich nicht den Mund verbieten lässt. Aufgrund dieses erhabenen Aktes zivilen Ungehorsams ist es Alice erlaubt, aus ihrem Traum wieder zu erwachen. Ich hingegen kann es nicht.

Als Mitreisender finde ich die Themen aus Alice' Abenteuern in meinem eigenen Leben wieder: das Streben nach und das Scheitern von Träumen, das unausweichliche Leid und die Tränen, der Kampf ums Überleben, der Albtraum einer gestörten Selbstwahrnehmung, Missbrauch von Autorität, pervertierte Lehren, ungestrafte Verbrechen und ungerechte Bestrafungen, der endlose Kampf der Vernunft gegen die Unvernunft.

Dies und der alles durchdringende Wahnsinn bilden sowohl Alice' Welt wie meine. Für solch reiche Belohnungen werde ich ihr immer dankbar sein.

Alberto Manguel, 71, ist ein argentinischer Schriftsteller. Sein Buch «Die verborgene Bibliothek» ist im vergangenen Jahr bei Fischer erschienen. Übersetzung: Achim Stanislawski.

Sind viele Fehler schädlich?

Es tobt ein Krieg um die Methode, wie Kinder in der Schule lesen und schreiben lernen sollen.

Von Barbara Höfler

An einem Nachmittag im April vor einem Jahr hielt mein damals fünfjähriger Sohn im Kritzeln inne. Vom Spülbecken aus war zuzuschauen, wie sich in seinem Kopf ein Gedanke formte. Nach Erreichen der Garzeit beugte er sich über den Küchentisch und brachte mit Buntstift Folgendes zu Papier: NANU. Sein erstes selbst gedachtes, nicht abgeschriebenes Wort. Die literarische Geburt meines Kindes!

Ein halbes Jahr später kam er in die Schule. Vier Wochen später schrieb er mir die ersten Briefe. Sie handelten von seinen Sorgen (BAIMIA WONÄN GESBÄNSTA) oder erteilten mir Anweisungen (HOITÄ BTÄ MAL AEN BISCHÄN FRÜAIN DASBÄT). Wobei im letzten Halbjahr zum Wunder des Schreibens auch noch das Wunder des Lesens trat: Erst schaffte er nur die Geräusche in den «Tim & Struppi»-Comics, nun die Dialoge.

Auf dieser Welle des Schreib- und Leseglücks war meine einzige Sorge, dass ich als Vorleserin bald überflüssig würde. Doch dann kam ich mit einer Bekannten ins Gespräch, deren Sohn im ersten Jahr aufs bayerische Gymnasium geht. Für den Inhalt seiner Aufsätze, sagte die Mutter, verdiene er die Bestnote 1. Er bekomme aber eine 3. Wegen haarsträubender Rechtschreibfehler.

Die Mutter hat ein Staatsexamen in Jura, ist selbst Journalistin, hat das Schreiben also, wie ich, zum Beruf. Wie konnte es passieren, dass ihr Kind eine so schlechte Orthographie mitbringt? Die Mutter schien ihrerseits überrascht. Ob ich es denn nicht wisse? Schuld sei doch die Unterrichtsmethode, nach der auch mein Sohn lernt: Schreiben nach Gehör.

Die Gefahr hat viele Namen: Schreiben nach Gehör, lauttreues Schreiben, Lesen durch Schreiben oder «Reichen-Methode», benannt nach dem Erfinder, dem Schweizer Reformpädagogen Jürgen Reichen.

In der aktuellen Rechtschreibdiskussion, die auch die Schweiz erfasst hat, wird dieser Leselehrgang für einen historischen Rechtschreiberfall verantwortlich gemacht.

Kinder wie mein Sohn bekommen dabei eine «Anlauttabelle», auf der zu jedem Buchstaben ein Bild zeigt, wie er tönt: A wie Affe, Z wie Zebra. Nun gilt es nur noch zu horchen, wie ein Wort klingt, und die Buchstaben aus der Tabelle zu suchen. Schon schreiben sie Briefe, natürlich orthographisch falsch. Die Rechtschreibung, sagten uns die Lehrer, komme dann im nächsten Schritt, spätestens in der zweiten Klasse. Zu spät, laut meiner Bekannten: Die falschen Wortbilder prägten sich in dieser Frühphase des Schreibens derart tief ein, dass zwei der Schulfreunde ihres Jungen soeben den Legasthenie-Test bestanden hätten, sagt sie.

Besorgte Eltern und die Presse werfen den Schulen Leistungsverweigerung vor. «Lesen durch Schreiben», so die «Rheinische Post», habe «ganze Jahrgänge von Orthographie-Krüppeln produziert». «Mit solchen Bildungsexperimenten», so «Die Welt», zeigten Lehrer ihre «Verachtung für Kinder». Der Schweizer SVP-Nationalrat Peter Keller findet, die «schädliche Methode» müsse aus dem Verkehr gezogen werden. Die Erziehungswissenschaftlerin Renate Valtin, die Bücher zum Schriftspracherwerb geschrieben hat, hält sie für «gefährlich».

In Hamburg untersagte der Bildungssenat bereits 2014 «Methoden, nach denen die Kinder monatelang oder gar jahrelang nicht auf richtige Rechtschreibung achten müssen». Baden-Württemberg folgte 2016, Brandenburg wird zum nächsten Schuljahr folgen, Nordrhein-Westfalen und Schleswig-Holstein überlegen noch.

Seit Oktober 2018 ist Nidwalden der erste Schweizer Kanton, der «Lesen durch Schreiben» ab der zweiten Klasse verbietet. In fünf weiteren Kantonen zogen Politiker

mit eigenen parlamentarischen Initiativen nach: Zürich, Solothurn, Aargau, St. Gallen und Luzern.

Die Kritiker fordern eine Rückkehr zum Unterricht der alten Schule, in der Diskussion «Fibel-Methode» genannt. Das heisst, erst einen Buchstaben nach dem anderen üben, dann kurze Wörter lesen («Wau, wau! Nein, Fiffi!»), viel Diktat und erst in der zweiten Klasse eigene Texte schreiben, gleich orthographisch korrekt.

Umso überraschter stellte ich fest, dass mein Sohn laut seiner Klassenlehrerin trotz Anlauttabelle durchaus nach der «Fibel» lernt, dass der Marktanteil von «Lesen durch Schreiben» in ganz Deutschland laut dem entsprechenden Lehrmittelverlag nur bei drei Prozent liegt und es überdies noch rechtlich unklar ist, ob es sich bei all den Verboten überhaupt um solche handle. Oder ob «Verbot» einfach spektakulärer klingt als «Weisung», «Empfehlung» oder «Brief an die Schulen».

Der Basler Revoluzzer

Geschichten muss man von vorn nach hinten lesen, verwickelte wie diese allemal. Sie beginnt bei Jürgen Reichen, dem Mann, dem Kritiker vorwerfen, er habe die Pädagogik des vergangenen halben Jahrhunderts zu ihrem Schaden geprägt. Viel findet man nicht zu ihm: ein Grundlagenbuch, ein Lehrmittel für Leseanfänger.

Darüber hinaus wahrte Reichen sein Gedenken vor allem selbst, indem er vor seinem Tod 2009 ein 450seitiges PDF mit «verstreuten bzw. unveröffentlichten Aufsätzen, Interviews und Erfahrungsberichten» zum Download zusammenstellte. Seine ebenfalls verstorbene Frau steuerte auf www.reichen.de noch eine Kurzbiographie bei, «um die häufig verbreiteten unkorrekten Informationen» über ihren Mann richtigzustellen. Offenbar starben hier zwei Menschen im Zwist mit Menschen, die anderer Meinung waren – über Rechtschreibfehler.

Reichen, geboren 1939 in Basel, war Revoluzzer. Er gründete bei den Basler Pfadfindern die Behindertengruppe «Pfadi trotz allem», wurde Primarlehrer und entwickelte in den 1970er Jahren ein ganzes Schulkonzept. Wie andere Reformpädagogen wollte er freien Unterricht in offenen Werkstätten, in denen Kinder sich selbstgesteuert im eigenen Lerntempo alles beibringen und der Lehrer nur Hilfestellung gibt. Reichen war vom impliziten, «unabsichtlichen» Lernen überzeugt: je weniger Druck, desto effektiver.

Reichens Erstlesegang «Lesen durch Schreiben» war sein Vorzeigeprojekt. Wie Maria Montessori hatte er festgestellt, dass viele Kinder erste Wörter schreiben, bevor sie lesen können. Im Fibel-Unterricht gingen die Schulen aber den umgekehrten Weg: erst lesen, dann schreiben. Reichen behauptete, mit seiner Methode lernten die Kinder schreibend das Lesen von allein. Das Tor zur Schrift stiess er ihnen vom ersten Schultag an auf: mit dem von ihm entwickelten «Buchstabentor», dem Vorläufer der heutigen Anlauttabelle.

Die ersten Lehrer probierten den Leselehrgang 1980 aus. Mit Erfolg. Der Schwyzer Erziehungsrat lobte 1982 in einem Zwischenbericht, «Lesen durch Schreiben» habe «den Unterricht in der ersten Klasse positiv verändert» und bei «Behörden, Lehrern und Eltern ein sehr positives Echo ausgelöst». Im Bericht des Jahres 1988 heisst es abermals: «Kinder erleben Freude an ihrer Arbeit, gute Motivation.» Dann aber auch schon: «Eltern sind skeptisch, wollen von Anfang an «Rechtschreibung» drillen.»

Für Reichen war die Rechtschreibung das «trojanische Pferd», mit dem Kritiker sein komplettes Schulkonzept beschädigen wollten. Orthographie war aber auch der Pferdefuss: Denn nur ein Teil des deutschen Wortschatzes schreibt sich, wie man spricht. Reichen war Inhalt wichtiger. Dass ihn «das Thema Rechtschreibung

didaktisch zutiefst langweilt», gab er zu. Der «Grossteil der Deutschen» litt für ihn «in puncto Rechtschreibung an einer kollektiven Zwangsneurose». Seine radikale Meinung war, dass Kinder sich auch Orthographie in innerer Regelbildung aneigneten. Als Hilfsmittel entwickelte er Rechtschreib-Puzzles und eine Rechtschreib-Software für sie. Anders als sein Buchstabentor machten sie aber keine Karriere.

Zum Mainstream im Unterricht wurde die Anlauttabelle dank einem anderen, dem Reichen-Schüler Hans Brügelmann. Er schrieb 1983 «Kinder auf dem Weg zur Schrift», ein Standardwerk der Erstlesedidaktik. Brügelmann lieferte die Theorie, die Reichens polternder Praxis fehlte, und war weniger radikal. Bei ihm schreibt der Lehrer die korrekte Orthographie in «Erwachsenschrift» daneben. Brügelmann hatte als Pädagogikprofessor, der er bis 2018 war, die Position und den Einfluss, seinen «Spracherfahrungsansatz» zu propagieren, ausserdem hatte er den Grundschulverband hinter sich und beste Argumente.

Die 1980er Jahre waren die «kognitive Wende» der Schulpädagogik. Man wollte weg vom Frontalunterricht, das Kind in den Mittelpunkt stellen. Aus Grossbritannien kam die Erkenntnis, dass Lesen- und Schreibenlernen keine Einzelleistungen sind, sondern eng miteinander verknüpfte Prozesse. «Eine der komplexesten kulturhistorischen Leistungen überhaupt», sagt Sascha Schroeder von der Uni Göttingen.

Duell der Weltbilder

Schroeder leitete von 2012 bis 2018 die Forschungsgruppe Spracherwerb und Leseentwicklung am Berliner Max-Planck-Institut für Bildungsforschung. Man weiss, dass Kinder beim Schriftspracherwerb mehrere aufeinander aufbauende Prozesse durchlaufen. Erst kommt die Einsicht in die Symbolhaftigkeit der Buchstaben.

Dann die Entdeckung des Zusammenhangs zwischen Buchstabe und Laut. Erst danach können Rechtschreibregeln verstanden werden, in ansteigender Komplexität bis zur neunten Klasse.

Im Grunde brauchte sich der Rechtschreibstreit also nur noch um die Frage zu drehen: Wann soll Lautschrift enden und Rechtschrift beginnen? Die Antwort ist aber auch schon bekannt: «Sobald die Buchstaben-Laut-Verbindung sitzt», sagt Schroeder. Das ist von Kind zu Kind verschieden. «Aber grob gesagt nach einem Jahr.»

Andere Debatten wären damit beendet. Die Rechtschreibdebatte nicht. Denn an ihr beteiligen sich nicht nur die, die wissen, wovon sie reden, sondern alle. Jeder war schliesslich mal in der Schule und hält sich daher für kompetent. Dann wird aus Brügelmann Reichen, und Reichen war der, der bis zur vierten Klasse nicht korrigiert hat, was verboten gehört.

Aber auch Fachleute scheinen die Debatte anzuzünden. Weltbilder prallen aufeinander, die Reformpädagogik gegen das Lob der Disziplin. Manche haben vielleicht eigene Konzepte oder Professuren zu verteidigen. Auch der Lehrmittelmarkt ist lukrativ. Vielleicht kocht die uralte Diskussion um Reichen auch neu hoch, weil Brügelmanns Generation jetzt in Rente geht.

Leichter wäre es, könnte man sagen, wer welchen Leselehrgang wo und wie lange benutzt. Doch einer statistischen Erfassung steht die Methodenfreiheit im Weg. Sie soll Lehrer vor staatlicher Einmischung schützen. Der Gesetzgeber trägt damit aber auch der Tatsache Rechnung, dass Lehrer durch ihre Ausbildung am besten qualifiziert sind, über Methoden zu entscheiden. In der Praxis mischen Lehrer daher meist mehrere Methoden. Denn einen hetero-generen Verband als eine Primar-klasse, in der Kinder zwischen fünf und sieben Jahren mit ganz unterschiedlichen Niveaus zusammen-

kommen, gibt es nicht – ebenso wenig eine Methode für alle.

So ist das Repertoire mit Anlauttabelle und Fibel auch noch längst nicht erschöpft. Es gibt noch analytische, synthetische und analytisch-synthetische Methoden, die Silbenmethode oder die Lautiermethode, bei der Buchstaben-tafeln Kindern die Mundstellungen beim Lautieren zeigen. Neu ist nur, dass man Lehrern immer weniger zutraut, die richtige Methode zu wählen.

Zweifelhafte Verbote

Die Rellinger Schule in Hamburg ist eine der wenigen, an denen «Lesen durch Schreiben» weitgehend rein unterrichtet wird. Nachdem Reichen 1995 als Dozent ans Hamburger Institut für Lehrerfortbildung gegangen war, unterrichtete er hier bis zur Pensionierung 2006. Noch länger gab er Lehrerschulungen, aus Furcht vor unqualifizierten Nachahmern, sagt die Schulleiterin Petra Stumpf. Für die Leistungen ihres Kollegiums überreichte Bundespräsident Roman Herzog ihr 2012 den Preis als «Schule des Jahres».

Der Hamburger Bildungssenator Ties Rabe gratulierte Stumpf dazu. Zwei Jahre später war er der erste in Deutschland, der «Lesen durch Schreiben» verbot. In einem Bundesländervergleich des Instituts zur Qualitätsentwicklung im Bildungswesen (IQB) war Hamburg auf einem der letzten Plätze gelandet. Weniger medienwirksam wurde später kommuniziert, dass Hamburg die Anlauttabelle doch weiterhin empfehle. Lediglich «Nichtkorrektur» sei verboten. «Das ist keine sachliche Auseinandersetzung», sagt Stumpf. «Und das macht es so ärgerlich.»

Können die Schüler der Rellinger Schule schlechter rechtschreiben als die an Vergleichsschulen? Hamburg verfügt heute über eines der ausgefeiltesten Schul-Monitoring-Systeme Deutschlands. «Es sind keine Unterschiede festzustellen», sagt Stumpf.



Peking, China.

Am Nachweis, dass «Lesen durch Schreiben» schlechtere Rechtschreibleistungen produziert als die «Fibel-Methode», arbeiten Wissenschaftler sich immer wieder mit immensem Aufwand ab. Verglichen werden Schüler, die aus unterschiedlichen Elternhäusern und sozialen Schichten stammen, verschiedene Kindergärten besuchen und bei verschiedenen Lehrern an verschiedenen Schulen lernen. In der Praxis kommen die beiden Methoden allerdings kaum in Reinform zur Anwendung.

2004 brachte eine Metaanalyse von 16 solcher Studien mit insgesamt 800 Klassen ans Licht: Zuerst fallen «Lesen durch Schreiben»-Schüler ab. Bis zur vierten Klasse nivellieren sich aber sowohl die Lese- als auch die Rechtschreibfähigkeiten, unabhängig von der Methode. Nur Kinder mit Deutsch als Zweitsprache, insbesondere solche aus sozial schwachen, bildungsfernen Familien, kommen mit «Lesen durch Schreiben» schlechter zurecht. Sie brauchen andere Förderung. Als Hauptfaktor für den Lernerfolg stellte sich jedoch die altbekannte Konstante heraus: der Lehrer. Von seinen pädagogischen Fähigkeiten hängt es ab.

Im Herbst 2018 meldete die Uni Bonn, sie habe den finalen Beweis nun gefunden: «Lesen durch Schreiben» erzeuge 55 Prozent mehr Rechtschreibfehler als «der systemische Fibelansatz». Die Doktorarbeit, die das herausgefunden haben will, ist bis heute nicht veröffentlicht. Brandenburg und alle Schweizer Kantone, die nun Verbote fordern, berufen sich unbesehen dennoch darauf.

Dass es auf Fakten im Zweifelsfall nicht ankommt, zeigte sich in Nidwalden. Dort hatte die Bildungsdirektion selbst einen Bericht beauftragt, um das Methodenverbot zu begründen. Er kam zum Ergebnis, dass es «keine klare Überlegenheit einer Methode» gebe und das Reichen-Lehrmittel schon seit 2002 nicht mehr auf der

Nidwaldner Lehrmittelliste stehe. Bildungsdirektor Res Schmidt (SVP) verschickte seine «Weisung» dennoch an die Schulen. In den Ferien.

Der Lehrerverband Nidwalden und seine Präsidentin Lea Lowth versuchen, den Schaden, den das Image der Lehrer dadurch erlitten hatte, mit «Gegen-Publicity» zu mildern: «Nach den schlechten Schlagzeilen haben wir selber einen Text verfasst, der Eltern zeigt, wie die Kinder arbeiten», so Lowth. Ansonsten mache man «guten Wissens und Gewissens einfach weiter».

Rechtschreibung? Egal!

In Baden-Württemberg beschwerten sich Eltern, wenn ihre Kinder «trotz Verbot» weiter lautschriftlich schreiben. In Hamburg fordert die Freie Demokratische Partei Sanktionen für solche Schulen. Theoretisch droht Lehrern, die sich widersetzen, ein Disziplinarverfahren. Dann müsste ein Gericht entscheiden, ob die Einmischung in die Methodenfreiheit auf dem Boden des Gesetzes stehe. Und das wegen eines Leselehrgangs, der in 97 Prozent der Schulen keine Anwendung findet und vorläufig nicht ausschlaggebend für die Rechtschreibung ist.

Wollte man wirklich nach Ursachen für Rechtschreibschwäche fragen, kämen andere Faktoren zuerst in Betracht: Lehrermangel, Lehrerausbildung, Aufgabenzuwachs der Schulen, Geld. Ihren Teil trug sicher auch die Rechtschreibreform mit «alternativen Schreibweisen» bei. «Viel leichter ist es doch aber, eine einfache Sau wie «Lesen durch Schreiben» durchs Dorf zu treiben», sagt Michael Klaibor vom Heinevetter-Verlag, in dem Reichens Lehrmittel erscheint. Klaibor versuchte, eine Unterlassungsklage gegen die Uni Bonn zu erwirken, scheiterte aber schon bei der Fachanwaltssuche.

Es wundert einen in dieser zugigen Diskussion dann nicht mehr, dass noch nicht einmal

erwiesen ist, ob es überhaupt eine Rechtschreibkatastrophe gebe. In einer Zeit, in der via E-Mail, Whatsapp und Social Media so viel und so flüchtig geschrieben wird wie noch nie, sieht man vielleicht nur mehr Rechtschreibfehler. Es gibt jedenfalls keine Langzeitstudie, die den Rechtschreibverfall beweist.

Was es gibt, ist eine Studie des emeritierten Germanistikprofessors Wolfgang Steinig, der Viertklässlern in Nordrhein-Westfalen 1972, 2000 und 2012 einen Film zeigte, zu dem sie einen freien Text schreiben sollten. 1972 zählte Steinig 6,94 Rechtschreibfehler pro 100 Wörter. 2012 waren es 16,95.

Als Nebenprodukt zeigt die Studie auch, was sich in der Zeit sonst noch verändert hat: alles. Die Familienstruktur, der Arbeitsmarkt, die Mediennutzung, die Klassenzusammensetzung, die soziale Ungleichheit und sogar die Schülertexte. Aus trockenen Nacherzählungsberichten wurden mit der Zeit Filmrezensionen aus der Ich-Perspektive.

Laut dem Bildungsforscher Sascha Schroeder befinden wir uns «in einem historischen Wandel in Bezug auf die Rechtschreibung. Es kann sein, dass ihre Bedeutung abnehmen wird.» Es gibt viele Dinge, die Schülerinnen und Schüler zukünftig zusätzlich lernen müssen. Vielleicht ist dann die Rechtschreibung nicht mehr die zentrale Kompetenz.

Mein Sohn kann mir Briefe dereinst vielleicht nur noch mit der Autokorrektur schreiben. Furchtbar. Aber er kann immer noch Goethe werden. Die deutsche Rechtschrift gibt es noch keine 150 Jahre. Das orthographische Chaos, das vorher herrschte, konnte Weltliteratur nicht verhindern.

Barbara Höfler ist freie Journalistin; sie lebt in München.



Buch meines Lebens

Donna Leon ist den sonderbaren Käuzen aus Charles Dickens' Romanen im Laufe ihres Lebens wiederbegegnet: im Theater, im Bus, im Restaurant.

«Grosse Erwartungen» von Charles Dickens, das ich wohl zum ersten Mal in der High School las, ist ein Buch, das mich nicht loslässt. Der Roman handelt vom Waisenjungen Pip, der in ärmlichen Verhältnissen aufwächst und bei einem Schmied in die Lehre geht, bis ein anonymer Wohltäter ihn vom Land nach London schickt, wo er sich verwandelt. Er wird zum Mann, zum Gentleman und schliesslich zu einem anständigen Menschen.

Beim ersten Lesen erging es mir wie mit allen seinen Büchern: Dickens' Genie und Erfindungsreichtum schlugen mich in den Bann, seine eigenartigen Nebengestalten und seine ach so bösen Bösewichte.

Schon damals jedoch fiel mir auf, dass das Markenzeichen von Dickens' Romanen fehlte: ein Happy End. Das Buch hat zwar einen positiven Schluss – die beiden kriegen sich –, aber nur, weil Dickens das ursprüngliche Ende abgeändert hat, wo der Junge das Mädchen zu seinem Glück nicht bekam.

Es wimmelt in dem Roman von bizarren Figuren. Was wäre bizarrer als Miss Havisham, die neben den mit Spinnweben bedeckten Überresten ihrer Hochzeitstorte und ihrer Hoffnungen sitzt? Oder Estella, schon als junges Mädchen eine Schönheit, die für Pip zum Stern aller Hoffnungen wird, doch der man von klein auf beigebracht hat, wie man Männer leiden lässt.

Und dann sind da noch die Nebengestalten, jede ein wenig seltsam und ein ausgeprägtes Individuum: der Schreiber Wemmick und der Sträfling Magwitch; Herbert Pocket, Pips bester Freund; der Anwalt Mr. Jaggers und seine bösertige Dienstmagd.

Begegnet man Dickens, wie ich, in jungen Jahren, kommen einem diese Nebengestalten so grotesk vor, so befremdlich, dass man sich nicht vorstellen kann, solche Menschen gebe es wirklich. Doch die Jahre vergehen, das Leben ausserhalb der Bücher gewinnt an Kontur, und plötzlich begegnet man solch sonderbaren Käuzen überall: als Kartenverkäufer im Theater, Kellner, Tischnachbarn im Restaurant, Busfahrer.

Ganz einfach: Dickens war ein genauer Beobachter und beschrieb, was er sah. Seine Sonderlinge waren keine Hirngespinnste, um den Leser bei der Stange zu halten. Menschen sind seltsam: So ist das Leben. Und uns dämmert, dass auch wir vielen, die uns kennenlernen, seltsam erscheinen müssen.

Je öfter ich das Buch im Laufe der Jahre wieder las, desto vertrauter wurden mir die Nebengestalten; genauso vertraut wie Pip und sein Bestreben, ein Gentleman zu werden. Die meisten wollen es in der Welt zu Ansehen bringen, wollen von ihren Mitmenschen bewundert werden. Pip, der Arme, beachtet seine Nächsten nicht weiter, bildet sich kein Urteil über sie, und so wird er zum Gecken. Er kann fechten, lernt, den kleinen Finger vom Griff seiner Teetasse abzuspreizen, und schon hält er sich fälschlicherweise für einen Gentleman.

Dann aber muss er Anteilnahme und Liebe aufbringen, sein Leben und seine Zukunft aufs Spiel setzen, um die Frau zu retten, die ihn liebt, und da endlich begreift er, was es heisst, ein Mann zu sein. Die Szene zeigt Dickens in Hochform, er lässt keinen noch so sentimental Kniff aus, um uns zum Weinen zu bringen.

Pip verliert alles: gesellschaftliche Stellung, Reichtum, Zukunft, all seine grossen Erwartungen. Erst in diesem Moment, erzählt uns Dickens – er war ein Romancier des 19. Jahrhunderts und *erzählt* uns noch, was heutige Schriftsteller nur andeuten –, erst in diesem Moment ist Pip ganz Mensch geworden. Er ist nun verdientermassen bereit für ein Leben voll grosserer Erwartungen.

Donna Leon, 76, ist eine amerikanische Schriftstellerin; sie lebt in der Schweiz und in Venedig. Ihr neuer Roman, «Ein Sohn ist uns gegeben. Commissario Brunettis achtundzwanzigster Fall», erscheint im Mai 2019 bei Diogenes. Übersetzung: Werner Schmitz.

Neruda und ich

*Von Daniel
Puntas Bernet*

Wie ich als Nichtleser den Büchern
verfiel, den Geschichten nachreiste,
den Beruf wechselte, Literatur studierte
und bei einer Romantherapeutin landete.



Delhi, Indien.



Rangun, Burma.

Zwischen 17 und 27 las ich gerade mal vier Bücher. Doch ohne sie wäre ich nicht der geworden, der ich bin. Meine Kindheit und Jugend verbrachte ich im Wald, auf dem Bauernhof und auf dem Fußballplatz. An keines der Bücher, die wir in den 1970er Jahren in der Sekundarschule behandelt haben müssen, kann ich mich erinnern. Mein einziger Lesestoff waren Comic-Hefte («Silberpfeil»), Krimis («Jerry Cotton») und später dreimal wöchentlich die Zeitung «Sport».

Doch schon damals staunte ich, wie es möglich war, dass mich Lektüre begeisterte, noch dazu eine, deren Inhalt ich längst kannte: Die Fußballspiele im europäischen Meistercup fanden mittwochs statt, ich hörte sie spätabends am Transistorradio unter der Bettdecke und fieberte mit. In der Freitagausgabe des «Sports» verschlang ich dann die Matchberichte, als wären es Breaking News. Ich las sie drei, vier Mal und durchlebte erneut die Gefühle rund um das Drama von Sieg und Niederlage. Tatsächlich, so lernte ich viel später, ist die Intensität der Emotionen beim Lesen nicht schwächer als beim Erleben; es werden sogar dieselben Hirnregionen aktiviert.

Aber was genau geschieht beim Lesen im Kopf? Kann man durchs Schreiben gezielt beeinflussen, was beim Leser passiert? Und gibt es gar eine geheime Formel, wie Geschriebenes wirkt?

Die Suche nach der Zauberformel führte mich nach Frankfurt.

Während der drei Sekunden, in denen Sie, liebe Leserinnen und Leser, den vorangehenden Satz gelesen haben, vollbrachten Sie eine meisterhafte Denkleistung. Sie haben 50 schwarze Buchstaben auf einem weissen Blatt Papier zu einer verständlichen Aussage zusammengesetzt. Teile der 86 Milliarden Nervenzellen in Ihrem Hirn haben unter anderem registriert, dass ich als Autor erst nach der Nominalphrase im Akkusativ auftauche, dass der Satz mit nur 15 Silben perfekt jambisch ist, was den Lesefluss beschleunigt. Dass hier einer auf der Suche ist, empfinden Sie als spannend, denn die Suche ist einer der stärksten Plots in Geschichten. Werde ich fündig werden? Das Interesse an der Antwort wird Sie über die nächsten Abschnitte tragen, vielleicht sogar bis ans Ende des Texts.

All das passierte in Sekundenschnelle, bevor Sie zum nächsten Satz gelangen:

Dort forscht am Max-Planck-Institut Christine Knoop an der Schnittstelle zwischen Neuro- und Literaturwissenschaft, also zur Frage, was Literatur in unseren Köpfen macht.

Hierhergekommen bin ich, weil ich von der Neurokognitionspoetik, so der Name der noch jungen Wissenschaft, zu erfahren hoffte, was einen brillanten Lesestoff ausmacht. Einen, der es schafft, die Neuro-

Oedertäten Sie gedat, dsas Sie deein Achsnitbt lseen knneön? Die Riheeonfgle der Bchuabestn in eenim Wrot ist uichnwig.

nen im Hirn des Lesers derart zum Feuern zu bringen, dass eine biologische Veränderung eintritt und ihm die Geschichte im wahrsten Sinne des Wortes «unter die Haut» geht.

Das erste Buch, das mir unter die Haut ging, war Pablo Nerudas Autobiographie «Ich bekenne, ich habe gelebt». Ich war 17, die Beschreibungen der Landschaft im Süden Chiles brannten sich mir ein; sie sollten mich noch auf eine lange Reise schicken. Die Doppelmoral des Kommunisten und Lebemanns Neruda hingegen habe ich nicht goutiert. Später lernte ich vom Literaturwissenschaftler Jonathan Gottschall, wie wichtig dieser Leseindruck war: «Als Leser überprüfen wir die Handlungen der Protagonisten ständig auf richtig oder falsch», schreibt er in «The Storytelling Animal». Wir stärken dadurch unseren Gerechtigkeitsinn und unsere Moralvorstellungen. «Durch Bücher vergewissern wir uns ständig aufs neue, dass das Gute siegt und das Böse bestraft wird. Schriftsteller werden so zur heimlichen Moralinstanz dieser Welt.»

Auch Toleranz wird dank Literatur gefördert. Das besagt eine Studie aus Italien und England, die unter der Leitung der Universität Modena bei Kindern und Jugendlichen durchgeführt wurde. Sie hält fest: «Das Lesen von Harry-Potter-Romanen verbessert die Haltung der untersuchten Versuchsgruppen gegenüber stigmatisierten Randgruppen wie Ausländern, Homosexuellen oder Flüchtlingen.» Und zwar, weil Harry Potter sich um Charaktere aus solchen Randgruppen kümmere und versuche, ihre Leiden zu verstehen. Harry Potters Welt ist geprägt von sozialen Hierarchien und Vorurteilen, in denen sich offensichtlich unsere Gesellschaft spiegelt. Die Forscher sind sich einig, dass Empathie der Schlüssel für den Abbau von Vorurteilen ist.

«Die Justierung unseres Wertesystems ist eine der grössten Errungenschaften der Literatur», sagt Christine Knoop vom Frankfurter Max-Planck-Institut. Das Institut liegt an einer ruhigen Strasse im Zentrum Frankfurts, draussen Feinkost, Coiffeure und Reinigungsservice, drinnen Büros und Gänge, wie man sie von akademischen Einrichtungen kennt.

Interessant wird es in den Labors: Dort werden Versuchspersonen in einem abgeschlossenen, vibrations sicheren Raum Elektroden und Kabel am Kopf befestigt, anschliessend lesen sie am Bildschirm Texte. Im Nebenraum überprüft ein Forscher am Computer, was im Kopf des Lesers passiert. Schaut man die Ausdrucke der Grafiken und Tabellen an, sieht man lauter kleine Explosionen, die im Hirn eines Lesers passieren. «Das Hirn vollbringt beim Lesen eine kognitive Meisterleistung. Die Entzifferung von Zeichen und ihre Umwandlung in zusammenhängende Inhalte ist erstaunlich», sagt Christine Knoop.

Oder hätten Sie geschätzt, dass Sie diesen Abschnitt lesen können? Die Reihenfolge der Buchstaben in einem Wort ist unwichtig. Wir sind in der Lage, Texte zu lesen, doch sind nur jeweils der erste und der letzte Buchstabe an der richtigen Position, während wir nicht jedes Buchstaben einzeln lesen, sondern das Wort als Ganzes erkennen.

Mit etwas Übung ist selbst eine Steigerungsform möglich, und mittlerweile können Sie sogar das w4hr5ch31n1lich schon ganz gut lesen, obwohl es Sie wirklich anstrengt.

Das ist nur die orthographische Entzifferungsleistung, die unser Hirn vollbringt, dazu kommt die phonologische und die semantische. Und eine grosse Portion Pragmatik, die uns Zusammenhänge erschliessen lässt: Niemand würde schliesslich auf die Frage «Wissen Sie, wie viel Uhr es ist?» mit «Ja» antworten. «Unsere Fähigkeit, Leerstellen oder blosser Andeutungen inhaltlich aufzufüllen, ist beachtlich», sagt Knoop und zieht als Beispiel «Die Marquise von O.» von Heinrich Kleist heran. Die Vergewaltigung der Marquise durch den Offizier wird im Text nicht erwähnt, sondern durch einen Gedankenstrich ersetzt, und trotzdem ist jedem Leser klar, was passiert ist.

Bei einem Buch müssten wir unser Bild der erfundenen Welt selbst konstruieren, sagt Knoop. «Das ist kognitive Schwerarbeit. Diese Arbeit bleibt uns beim Betrachten einer Netflix-Serie zwar erspart, dafür trainieren wir dann auch weniger das Gehirn.» Trotzdem wirkt ein Buch höchst individuell. Es muss auf fruchtbaren Boden fallen: Nur wenn die Persönlichkeit des Lesers, seine Lebensumstände, seine Leseerfahrung, und sein Wissen über die Welt beim Lesen zusammenspielen, entfaltet es im Gehirn seine volle Wirkung.

In meinem Fall war das ein Buch von Aldous Huxley. Nach meiner ersten beruflichen Station in der Finanzbranche war ich im Sportmarketing tätig, als ich, mittlerweile 27, den Klassiker «Schöne neue Welt»

Grösster Wortschatz

Wer den Wortschatz eines Schriftstellers bestimmen will, muss knifflige Fragen beantworten. Was gilt als Wort? Berücksichtigt man nur publizierte Werke oder auch Briefe? Überdies sind deutsche Autoren im Vorteil, weil im Deutschen einzelne Worte zu neuen zusammengesetzt werden können.

Johann Wolfgang Goethe

93 000 Wörter

Friedrich Schiller

30 000 Wörter

William Shakespeare

29 000 Wörter

Henrik Ibsen

27 000 Wörter

Martin Luther

23 000 Wörter

Theodor Storm

22 400 Wörter

Erfolgreichste Autoren

Wer stand am längsten an der Spitze der «Spiegel»-Bestsellerliste (seit 1961)?

Johannes Mario Simmel

170 Wochen

John Grisham

160 Wochen

Joanne K. Rowling

142 Wochen

**Isabel Allende
Heinrich Böll**

115 Wochen

Michael Ende

113 Wochen

Siegfried Lenz

103 Wochen

Dan Brown

89 Wochen



Smederevo, Serbien.



Meistverkaufte deutsche Romane

Gesamtauflage in allen Sprachen der erfolgreichsten deutschen Bücher.

50 Mio.

«Heidis Lehr- und Wanderjahre»,
Johanna Spyri, 1880.

20 Mio.

«Im Westen nichts Neues»,
Erich Maria Remarque, 1929.

16 Mio.

«Die unendliche Geschichte»,
Michael Ende, 1979.

15 Mio.

«Das Parfum»,
Patrick Süskind, 1985.

Sachbücher

Sachbücher, die am längsten die «Spiegel»-Bestsellerliste anführten (seit 1961).

**Gute Mädchen
kommen in
den Himmel, böse
überall hin**

Ute Ehrhardt, 1994.
107 Wochen

Ich bin dann mal weg

Hape Kerkeling, 2006.
103 Wochen

**Christiane F. –
Wir Kinder vom
Bahnhof Zoo**

Kai Hermann, Horst Rieck, 1978.
95 Wochen

Der erste Amerikaner

C. W. Ceram, 1972.
64 Wochen

Mein Leben

Marcel Reich-Ranicki, 1999.
53 Wochen

las. Mein Unbehagen an der Welt fand ich in diesem dystopischen Roman ausgedrückt. Als ich ihn beendet hatte, kaufte ich zehn Stück davon und verteilte sie unter Freunden, verbunden mit der Warnung: «Schaut her, hier steht, was uns blüht, wenn wir so oberflächlich weiterleben!»

Kurz darauf stiess ich auf Erich Fromms Buch «Wege aus einer kranken Gesellschaft». Der deutsche Soziologe machte mir klar, wieso ich meinem Job nichts abgewinnen konnte. Es war die Scheinwelt des Marketings, die mich unbefriedigt liess und mir beim Lesen von Fromm nun tatsächlich Bauchschmerzen bereitete. Eines Abends – ich las gerade die Stelle über die Entfremdung des Menschen, der nicht mehr Herr seiner Taten ist – wurden die Schmerzen unerträglich. Ich rief kurz vor Mitternacht meinen Chef an, sagte ihm, ich würde in einer halben Stunde bei ihm sein, wir müssten reden. Auf der Fahrt durch die Basler Innenstadt hinaus aufs Land ging es mir schon besser. Und als ich wenig später gekündigt hatte, waren die Schmerzen weg.

Christine Knoop kann das gut nachvollziehen: «Messungen zeigen, dass Aha-Momente beim Lesen starke Reaktionen im Gehirn auslösen, weil wir plötzlich etwas über uns selbst verstehen.» Ein paar Monate später packte ich den Rucksack, Nerudas Chile im Kopf und die Gewissheit, dass Huxley und Fromm recht hatten.

Psychosomatische Reaktionen auf Literatur sind nicht ungewöhnlich, aber messbar sind sie nicht. Die deutlichsten Veränderungen im Hirn lösen nicht Inhalte, sondern formale Aspekte aus: Emotional aufgeladene Wörter, Metaphern, Alliterationen, der Rhythmus und andere sprachliche oder stilistische Eigenschaften eines Textes werden vom Gehirn intuitiv erkannt und verstärken auf der Kognitionsebene den Effekt des Gelesenen. Begriffe wie «einen Termin verschieben» funktionieren deshalb, weil unser Gehirn das Verb «verschieben» mit körperlicher Aktivität verbindet und das Bewegungszentrum anwirft. Dadurch wird die dargestellte Handlung unterschwellig mit Bewegung verbunden und wirkt dynamisch.

Selbst abgegriffene Wendungen wie «eine Gelegenheit beim Schopf packen», die jeder Lektor aus einem literarisch ambitionierten Text streichen würde, werden von unserem Gehirn dankbar angenommen und verstärken den Leseindruck. Viele Metaphern funktionierten so, sagt Knoop. Bei unbekanntem Metaphern reagiert das Gehirn zuerst mit einer negativen Entladung nach 400 Millisekunden, was die erhöhte Verarbeitungsschwierigkeit andeute – etwas scheint nicht ganz zusammenzupassen. «Nach 600 Millisekunden folgt dann eine positive Entladung, wenn das Gehirn es schafft, die beabsichtigte Bedeutung im Kontext richtig zu verstehen.» Aber auch Äusserlichkeiten wie das Layout, die Haptik oder der Ort, an dem wir lesen, beeinflussen die Merkfähigkeit beziehungsweise die biologische Wirkung von Lektüre.

Auf der Reise nach Chile begegnete ich Alejandro. Es war in Venezuela, in San Cristóbal. Wir freundeten uns an, und er beschäftigte mich eine Weile auf seiner Kaffeeplantage. Zum Abschied schenkte er mir «Hundert Jahre Einsamkeit» von Gabriel García Márquez, «die Bibel Südamerikas», wie er es nannte. Die Seiten waren aus hauchdünnem Papier, das Cover war aus Plastic, der Druck schlecht, die Finger waren nach der Lektüre schwarz. Das Buch war eine dieser Raubkopien, die es bei vielen Strassenhändlern für einen Dollar zu kaufen gibt. Sie verstossen zwar gegen den Schutz des geistigen Eigentums, fördern aber in armen Weltgegenden das Lesen. Während ich Kolumbien bereiste, verschmolz die grossartige Familiensaga der Buendías mit dem, was ich täglich auf der Strasse erlebte. Nicht umsonst gilt das Werk als Ursprung des magischen Realismus, wie ich später lernen sollte.

In der Durchdringung von Fiktion und Realität liegt die faszinierendste Wirkung der Literatur. Das emotionale Erleben beim Lesen eines Buchs bereitet uns auf ähnliche Situationen im Leben vor. Wer, wie ich in Chile, den «Steppenwolf» von Hermann Hesse liest und die existentiellen Ängste des Protagonisten Harry Haller durchlebt, sitzt während der Lektüre quasi im Flugsimulator: Er fliegt, ohne wirklich zu fliegen. Und kann später auf diese Erfahrung zurückgreifen. Weil die Leser von Geschichten gar nicht anders können, als in die Rolle des Protagonisten einzutauchen, leben, leiden, lieben sie während der Lektüre mit – was sie zu empathischeren Menschen macht.

Und wenn die Identifikation zu weit geht? «Die Leiden des jungen Werthers» von Goethe soll im Jahr 1774 reihenweise junge Männer zum Selbstmord verleitet haben. Sicher ist das nicht. Hingegen ist

Weil ich nach dem Beenden eines Buches zu impulsiven Handlungen neigte, frage ich mich: Kann man auch eine Überdosis Literatur abbekommen?

verbürgt, dass der Leipziger Stadtrat das Buch verbot, weil die Schrift «eine Empfehlung zum Selbstmord» sei. Ich labte mich an der Figur des immer elegant gekleideten Pablo im «Steppenwolf», einem begnadeten Jazzmusiker mit dunklen Kreolauge und schwarzen Locken. Nach der Lektüre lief ich in Santiago de Chile in ein Musikgeschäft und kaufte mir ein altes Saxophon. Abgebrühte Literaturwissenschaftler bezeichnen den «Steppenwolf» als «Pubertätsliteratur». Ich wusste das damals nicht. Und hätte ich es gewusst, hätte es mich nicht interessiert. Ich genoss meine neugewonnene Freude am Musizieren.

Ein Leser, der es eindeutig zu weit getrieben hat mit seiner Identifikation, ist selbst eine Romanfigur: Don Quijote im gleichnamigen Roman von Miguel de Cervantes. Der «Ritter von der traurigen Gestalt» las so viele Ritterromane, dass er darob den Verstand verlor. Fortan durchstreifte Don Quijote auf seinem Pferd Rosinante das Land und suchte nach Abenteuern. Er ritt an gegen Windmühlen, die er für mächtige Riesen hielt, und forderte mit Rotwein gefüllte Schläuche zum blutigen Duell. Nach der Lektüre machte ich mich auf, den Ort seines Scheiterns, Castilla-La Mancha, mit dem Fahrrad zu durchqueren. In den Staubwolken der Lastwagen am Horizont – die vermeintlichen feindlichen Heere im Roman von Cervantes, die sich als Schafherden entpuppten – hoffte ich, etwas von der Haltung des idealistischen Ritters für mich zu entdecken.

Weil ich nach dem Beenden eines Buches zu impulsiven Handlungen neigte, frage ich mich: Kann man auch eine Überdosis Literatur abbekommen? Christine Knoop verneint: «Ich halte es zwar für theoretisch möglich, dass einem die pragmatische Kompetenz für das reale Umfeld abhanden kommen könnte. Praktisch kommt das aber eher nicht vor. Kinder in der Lese-rattenphase, die beim Zähneputzen, Busfahren und in jeder anderen möglichen Minute lesen, weisen keine solche Übersättigung auf.»

Auch ihr Kollege Oliver Lubrich, Literaturprofessor an der Universität Bern, sieht keine Gefahren im übermässigen Lesen und verweist im Gegenteil auf eine positive Wirkung: «Durchschauen zu können, wie uns etwas erzählt wird, ist eine wichtige Kompetenz mündiger Bürger. Wenn wir diese Kompetenz ausbilden, sind wir imstande, Erzählungen richtig einzuschätzen und uns gegen Propaganda zu immunisieren. Wir lernen, Fake News von Fakten zu unterscheiden, Verschwörungstheorien von Reportagen.»

In Chile besuchte ich Nerudas Geburtsstätte in Valparaíso, doch längst war ich einer anderen Lektüre erlegen. In «Die offenen Adern Lateinamerikas» von Eduardo Galeano las ich von der 500 Jahre dauernden Ausbeutung Südamerikas. Das Buch war der Keim für meine spätere Entscheidung, Journalist zu werden. Dass es kein Roman, sondern ein Sachbuch war, schmälerte seine Wirkung nicht. Entscheidend ist,

welchen Lesemodus wir einnehmen. Romane fördern mit ihrem Identifikationsangebot tendenziell die Empathie, Sachbücher können reale Ängste wecken und verstärken. Unterhaltungsliteratur würden wir schneller lesen und schneller vergessen, sagt Knoop. «Ernste» Literatur dagegen liefere ein ästhetisches Angebot, das unser Lesetempo verlangsamt, zum Denken anregt und darum stärker haften bleibt. «Interessant sind Mischformen von Fakten und Fiktion, wie Truman Capotes berühmter Tatsachenroman <Kaltblütig>»

Meine Suche nach einem echten Lebensinhalt hielt an. Zurück aus Chile, beschloss ich, an der Universität Freiburg deutsche und spanische Literatur zu studieren. Doch keines der Werke von Schiller bis Borges schlug mich derart in seinen Bann wie Margit Sutrops theoretisches Buch «Fiction and Imagination: The Anthropological Function of Literature». Endlich begriff ich, wieso der Mensch ein Tier ist, das erzählt. Der *homo narrans* braucht Geschichten zum Überleben.

An der Universität wurde mir klar: den heimlichen Traum vom Schriftsteller konnte ich begraben. Aber der Tatsachenroman, den ich gegen Ende des Studiums entdeckte, zeigte mir einen anderen Weg. Ryszard Kapuscinski, V. S. Naipaul, Martin Caparrós, Suketu Mehta, Marie-Luise Scherer, Niklaus Meienberg führten mir vor Augen, was ich in meinem Leben ab sofort machen wollte: die Welt beschreiben, die Welt verändern, Reporter werden.

Und was läge näher, so meine Schlussfolgerung, als die Gegenwart zu erzählen, statt nur zu berichten? Den Leser mit dramaturgischem Handwerk emotional an einem Text teilhaben zu lassen? Die Grossen der Literatur würden mir fortan als Wegweiser dienen.

Zum Beispiel Alexandre Dumas. Aus neurokognitions-poetischer Sicht sei «Der Graf von Monte Cristo» ein exemplarischer Roman, sagt Knoop. Im ersten Teil ist der Graf eine sympathische Figur, der Leser identifiziert sich mit ihm und leidet mit, als er zu Unrecht ins Gefängnis muss. Dort wandelt sich der Graf zu einem gefährlichen Irren, der sich schlimmer als seine einstigen Feinde verhält, und löst beim Leser Unbehagen und Irritation aus. «Die Unterwanderung von Erwartung ist neurologisch messbar und hat eine starke Wirkung.» Ob nun Dumas oder Dickens, Balzac oder Faulkner: beim Erzählen von Gegenwart würde es wohl nicht schaden, sich von den Meistern eine Scheibe abzuschneiden.

Dass das richtige Buch zum richtigen Zeitpunkt lebensverändernde Wirkung haben kann, war mir längst klar geworden. Liesse sich diese Erkenntnis auch gezielt einsetzen? Genau diese Idee hatten die beiden englischen Literaturwissenschaftlerinnen Ella Berthoud und Susan Elderkin. Sie nennen sich Bibliothherapeutinnen und empfehlen in ihrem Buch «The Novel Cure. An A to Z of Literary Remedies» (2013)

gezielte Lektüre gegen Nöte und Sorgen. Die Kölner Autorin Traudl Büniger hat an der deutschsprachigen Ausgabe «Die Romantherapie» mitgewirkt und eigene Medizin beigesteuert. Am Telefon erzählt sie von ihren Wundermitteln, die immer wirken: «Bei familiärem Zwist <Die Korrekturen> von Jonathan Franzen; bei Liebeskummer <1Q84> von Haruki Murakami; als Warnung vor Islamophobie Michel Houellebecq's <Unterwerfung>».

Darauf gab ich mich selbst bei der «Bibliothherapeutin» in Behandlung, erzählte von meinen kleinen Alltagsorgen wie der nicht zu bewältigenden E-Mail-Flut, von biographischen Schlüsselerlebnissen und von meiner bisherigen Lektüre. Büniger, die weit über 2000 Romane gelesen hat, schickte per Mail innerhalb weniger Tage ihre Rezepte:

Alice Munro: «Tricks». Auf der Lektüreliste eines Menschen, den das Lesen dazu gebracht hat, sein Leben auf den Kopf zu stellen, dürfen nicht nur männliche Autoren vorkommen. Fangen Sie mit der weisen alten Dame aus Kanada an, deren Meistererzählungen von nichts weniger handeln als dem Leben selbst.

Roberto Bolaño: «Die wilden Detektive». Ein Hauptwerk des früh verstorbenen chilenischen Genies. Ein Metropolenportrait, ein Generationenroman, eine Road Novel, verflucht konstruiert, spannend und voller Geheimnisse. Wer Pablo Neruda liebt, muss seinen Überwinder Bolaño lesen. Für die Ordnung der Welt.

Virginie Despentes: «Das Leben des Vernon Subutex». Hier verschreibe ich eine dicke Pille Gegenwart. Despentes schneidet die französische Gesellschaft der Länge nach auf, findet prekäre Ex-Punks, marxistische Hell's Angels, postfeministische Porno-Queens und Banlieue-Chauvies. Ihr ansteckender Furor gegen Kapitalismus und Patriarchat ist eine Kaffeetablette für den Weltverbesserer.

Die drei Bücher habe ich bestellt – es sollen die ersten von 318 sein. Wenn ich meine tägliche Freizeitlektüre von einer halben Stunde mit einer Lebenserwartung von 80 Jahren und meinem nicht übermässig hohen Lesetempo multipliziere, schaffe ich nur noch 318 Romane in meinem Leben. Es sei denn, die Forscher der Universität Yale liegen mit ihrer Studie richtig, wonach über 50jährige Bücherleser 23 Monate länger leben als Nichtleser – das wären dann noch ein paar Schmöker mehr.

Daniel Puntas Bernet ist Chefredaktor von «Reportagen»; er lebt in Bern. Das Magazin erscheint diesen Monat auch zum Thema «Lesen» – es erzählt Geschichten von seinen Leserinnen und Lesern (siehe Seite 5).



Buch meines Lebens

Mit zwölf fuhr Ron Padgett schon Auto und entdeckte dank der Faszination für frisierte Wagen die Kraft der Literatur.

Als ich ein Kind war, bedeuteten mir Bücher wenig, aber Comics waren mein Ein und Alles. Die kleinen Rechtecke, in denen die Figuren – Donald Duck, Nancy, Plastic Man, Sad Sack, der freundliche Geist Casper – mit einfachen Worten und in leuchtenden Farben ihr flinkes Leben führten, erfüllten mich visuell und emotional. Meine Eltern, die alles andere als Büchermenschen waren, kauften mir jeden Comic, den ich haben wollte, und ich wollte sie alle. Ich kann mich nicht erinnern, jemals nach einem richtigen Buch gefragt zu haben.

Ein paar habe ich schon gelesen, bekannte wie «The Lone Ranger and the Mystery Ranch» und eins über einen Hund namens «Bob, Son of Battle», aber die Erfahrung blieb flüchtig. Und ich las keinen der sogenannten Kinderbuchklassiker. Stattdessen spielte ich draussen, hörte Comedy- und Mysterysendungen im Radio und ging mit meiner Mutter ins Kino. Es war nicht so, dass ich Bücher nicht mochte – sie waren in Ordnung, aber sie bildeten keinen bedeutenden Teil meiner Welt. Klar waren Schulbücher wichtig, aber ich las sie weder freiwillig noch mit Vergnügen.

Was mir *tatsächlich* Vergnügen bereitete, war, in einer Autokultur aufzuwachsen. Mein Vater kam dauernd mit einem anderen Wagen heim; er besass sogar Rennautos. Mit zwölf konnte ich schon Auto fahren. Auf der Strasse erkannte ich jede Marke und jedes Modell und war fasziniert von den frisierten Autos, die man «Hot Rods» nannte – Serienfahrzeuge, deren Motor und Carrosserie aufgemotzt worden waren, damit sie rascher beschleunigten und schneller fuhren.

So kam es, dass ich (mit zwölf) auf die Ermunterung meines geschätzten Englischlehrers hin, Bücher zu lesen, egal welche, ein Buch auswählte, auf dessen Umschlag ein junger Mann abgebildet war, der in einem Cabriolet dahinsauerte, mit seiner begeisterten (oder verängstigten) Freundin neben sich. Über ihren Köpfen prangten die Wörter «Speed ... Danger ... DEATH!», denen der grosse rote Titel «HOT ROD» folgte. In kleinerer Schrift stand darunter der Name des

Autors, Henry Gregor Felsen. Ich nahm an, dass er wichtig war, weil nur wichtige Personen drei Namen hatten.

Ich kann mich weder an die Geschichte noch an die Figuren erinnern, aber ich erinnere mich daran, wie ich so vollkommen in ihre Welt hineingezogen wurde, dass ich bald das Gefühl hatte, das Buch weniger zu lesen als es zu leben. Die Erfahrung war herrlich und hallte lange nach: Ich wünschte, sie würde ewig dauern.

Auf der Alltagsebene bedeutete dies, dass ich sogleich einen weiteren Felsen-Roman über Autos las, aber ich glaube, auf einer anderen Ebene empfand ich ein neues Gefühl: Ich konnte die Welt, die ein Schriftsteller erschaffen hatte, tatsächlich selbst entstehen lassen. Nie hatte ich mir vorgestellt, wie eine Comicfigur zu leben, aber bald würde ich im wirklichen Leben in meinem eigenen Hot Rod herumfahren können.

Was ich nicht begriff: Es waren nicht die schnellen Autos, die zählten. Was wirklich zählte, war das neue Gefühl, ein Buch in den Händen zu halten und zu lesen. Ein Stück Trivialliteratur für Teenager hatte aus mir einen Jungen gemacht, für den Bücher plötzlich etwas Begehrtes waren. Ihre Kraft begann mich zu durchströmen. Zwei Jahre später las ich die «Ilias» und «Romeo und Julia» und noch ein Jahr darauf Walt Whitmans elektrisierende Gedichtsammlung «Leaves of Grass».

Ron Padgett, 76, ist ein amerikanischer Lyriker. Jim Farmusch lässt in seinem Film «Paterson» einen dichtenden Busfahrer Gedichte von Padgett notieren. Eine Auswahl seiner Gedichte erschien 2017 im Band «Die schönsten Streichhölzer der Welt» bei der Dieterich'schen Verlagsbuchhandlung. Übersetzung: Patric Marino.

Von Balz Ruchti

Die Chance, dass Sie diesen Artikel zu Ende lesen, liegt bei 15 Prozent. Das ist nicht Ihr Fehler. Es liegt an den Journalisten. Der Medienforscher Carlo Imboden erklärt, was falsch läuft.

Wie wir den Leser vergraulen



Havanna, Kuba. (Die Bildlegende ist überflüssig – laut dem Medienforscher beachten sie vier von fünf Lesern gar nicht.)

Carlo Imboden weiss, was Journalisten zu wissen glauben: Was die Leser wirklich wollen. In den letzten 15 Jahren hat Imboden mit seiner Readerscan-Methode über hundert Printmedien analysiert und dabei harte Zahlen und Fakten zusammengetragen. Aber einige journalistische Unarten sind selbst damit nicht totzukriegen. Die Branche ist stur.

Folio: Herr Imboden, nehmen wir an, hundert Leser haben diese Seite aufgeschlagen – wie viele davon lesen bei diesen Zeilen noch mit?

Carlo Imboden: Ich würde sagen, fünfundzwanzig.

Das ist niederschmetternd.

Nein, das ist durchschnittlich.

Womit haben wir bereits so viele Leser vergrault?

Mit Bild und Überschrift. Als erstes nimmt der Leser für einen Sekundenbruchteil das Bild wahr. In der Schnelle erkennt er zwei Oldtimer. Worum geht es im Artikel? Um Auto-Occasionen? Um Kuba heute? Um die Vereinigten Staaten vor 60 Jahren? Der Leser versucht sich das zu erschliessen, indem er die Über-

schrift liest: «Wie wir den Leser vergraulen». Bild und Überschrift ergeben zusammen aber keinen Sinn. Der Fachmann spricht von einer kognitiven Dissonanz. Viele Leser steigen dann reflexartig aus dem Artikel aus und blättern weiter.

Das ist ein Bild aus Steve McCurrys Serie «On reading».

Das ist dem Leser egal. Er kann das während der flüchtigen Augenbewegung aufs Bild und zurück in die Überschrift gar nicht erkennen. Im übrigen erheischt das Bild wenig Aufmerksamkeit. Die Gefahr besteht, dass sich der Leser sogar schon abwendet, bevor er sich mittels der Überschrift den Inhalt des Artikels erschliessen will.

Was hätte das Bild denn zeigen sollen?

Das Bild ist viel zu weit geschnitten. Die beiden Fahrzeuge müssten weg. Der Leser sollte nur den Zeitung lesenden Mann erkennen.

Mit welchem Foto bekäme man mehr Aufmerksamkeit?

Ein Leser von vorn, eng geschnitten, so dass die Augen sehr nahe wirken. Das hat denselben Effekt, wie

wenn uns jemand von sehr nahe direkt in die Augen schaut. Unser Gehirn wird damit unter Strom gesetzt. In der Überschrift wollen wir sofort erfahren, worum es im Artikel geht.

Könnte es nicht auch am Thema liegen, dass die Leser bereits nach Bild und Überschrift wieder aus dem Artikel aussteigen? Das Thema Lesen interessiert sie nicht.

Nein, daran liegt es nicht. Wir alle lesen, und das sehr häufig. Deshalb interessiert es viele Leute zu erfahren, wie sie lesen. Lesen ist ein massentaugliches Thema mit einem hohen Bezug zur Lebenswelt des Lesers – ähnlich wie Schlafen, Essen, Arbeiten. Da steigt fast jeder ein.

Das klingt nach Boulevard und den ewigen Themen: Sex, Gewalt...

Mit Boulevard hat das überhaupt nichts zu tun. Bild, Überschrift und Lead müssen dem Leser verheissen, dass es sich für ihn lohnt, den Artikel zu lesen. Deshalb ergibt es für den Schreiber Sinn, sich zu überlegen, wie er den Leser damit einfangen kann.

Storytelling sei wichtig, sagt Imboden, aber Storytelling noch wichtiger. Der Leser muss merken: Diese Lektüre lohnt sich – und dies bereits am Anfang. Sonst steigt er gar nicht erst in den Artikeltext ein. Die Überschrift dieses Artikels, «Wie wir den Leser vergaulen», lässt offen, worum es im Text genau geht. «Warum Leser nie kriegen, was sie wollen» wäre schon wesentlich besser gewesen: Sie impliziert einen Konflikt und verspricht, dass bei der Lektüre eine Erkenntnis herauschaut. Rätsel und Anspielungen, die Expertenwissen verlangen, haben in Titeln nichts verloren.

Folio: Darf man von Lesern nicht etwas Neugierde erwarten?

Imboden: Nein, es ist Ihre Aufgabe als Journalist, die Leute neugierig zu machen. Sie müssen eine Erwartungshaltung erzeugen. Das funktioniert, wenn Bild, Titel, Lead und Einstiegsabschnitt aufeinander aufbauen. So ziehen Sie den Leser in den Artikel hinein.

Wie ist das hier insgesamt gelungen?

Zum Teil sehr schlecht, zum Teil besser. Aus Bild und Überschrift kann der Leser nur schlecht erkennen, worum es im Artikel geht. Der Lead ist dann schon viel besser. Erstens, weil er erläutert, worum es geht. Zweitens, weil er eine Erklärung in Aussicht stellt, was die Journalisten alles falsch machen, um uns beim Lesen bei der Stange zu halten. Wer das erfahren will, muss jetzt in den Text einsteigen.

Als Volontär wurde mir beigebracht, jedes einzelne dieser Elemente müsse für sich allein stehen können, damit der Leser überall in den Text einsteigen könne.

Das sehe ich gar nicht so – Wiederholung ist tödlich, da langweilt sich der Leser und ist sofort weg.

Den sorgfältigsten Umgang mit Überschriften pflegt man laut Imboden nicht in den Stuben der grossen Qualitätszeitungen, sondern auf der Redaktion eines deutschen Versandkatalogs. Niemand denke mehr über attraktive Titel nach als die Verkäufer dort. Das ergibt Sinn: Versagt der Titel im Katalog, bleiben umgehend die Bestellungen aus. Einen so direkten Feedback-Kanal gibt es bei Printprodukten in der Regel nicht. Dadurch bleiben Journalisten von unangenehmen Wahrheiten weitgehend verschont.

Das führt wiederum dazu, dass Redaktoren in erster Linie für ihre Kollegen und Vorgesetzten schreiben. Zwar werden bei umständlichen Passagen hin und wieder die imaginierten Durchschnittsleser «Frau Müller und Herr Meier» in Erinnerung gerufen. Doch diese ähneln meist dem Selbstbild der Redaktionsmitglieder oder sind frei erfunden.

Wer mit seinem Text in der Blattkritik gut wegkommt, darf mit sich und der Welt zufrieden sein. In der Folge ergeht sich manch ein Autor lieber in langen und oft schiefen Wortklaubereien, statt schnurstracks und ohne Ausschweifungen auf des Pudels Kern zu kommen. (Bitte bleiben Sie bei den nächsten Zeilen trotz allem bei uns, werter Leser!) Sozialisation und Althergebrachtes tragen das ihrige dazu bei, wodurch sich allerlei journalistische Unarten perpetuieren. (Halten Sie durch, lieber Leser, es ist beinahe geschafft!) Kein Ressort ist dagegen gefeit. Gerade das Feuilleton, das sprachliche Aushängeschild so mancher Qualitätszeitung, bedient sich, wohl bestrebt, die eigne Fachkompetenz zu demonstrieren, aber auch, um dem Habitus seiner Klienten zu genügen, nicht selten einer eher preziösen Ausdrucksweise und oft langer, mithin vielfach verschachtelter Satzkonstruktionen. (Geschafft – vielen Dank!)

Folio: Was halten Sie davon?

Imboden: Dieser letzte Abschnitt war wirklich furchtbar. Mit «Journalisten schreiben oft abgehoben und kompliziert» hätten Sie genau dasselbe gesagt, auf einem Bruchteil der Zeilen.

Einverstanden. Was denken Sie, wie viele Leser haben es über das Geschwurbel hinweggeschafft?

Die wenigsten. Unsere Analysen zeigen, dass die meisten Leser aussteigen, wenn zwei komplizierte Sätze aufeinanderfolgen. Verständlich und zugänglich zu formulieren ist das A und O der Lesefreundlichkeit.

In einem Pressepraxis-Seminar an der Uni wurden wir einst angehalten, stets für den «DaL» zu schreiben – den «dümmsten anzunehmenden Leser». Ein weiser Rat?

Vor allem ein überheblicher. Auch ein intelligenter Leser liest lieber einen leicht verständlichen, lebendigen



Chiang Mai, Thailand.

gen Text. Je aktiver und konkreter die Schreibe, desto besser. Das gilt natürlich bereits für den Titel.

Was verstehen Sie genau unter «aktiv und konkret»?

Im Kopf des Lesers muss ein Bild entstehen. Wenn einer «seinen Gegner absticht» geht das anders zur Sache, als wenn jemand «seinen Kontrahenten mit einem Messer tödlich verletzt». Das ist eine ganz andere Dramatik.

Wo entstehen Verständnisprobleme?

Abkürzungen sind problematisch. «SBB» ist gerade noch geläufig, danach hört es aber rasch auf – schon bei den Parteikürzeln. Gerade bei Politik wird oft zu viel vorausgesetzt. Zeitungen wollen immer Junge ansprechen und für Politik begeistern, aber die wissen oft nicht mal, was das «Parlament» genau ist. Fängt der Autor so etwas nicht auf, wird die Lektüre unheimlich frustrierend.

Im ungünstigeren Fall verabschieden sich überforderte Jungnutzer nicht nur aus einem Artikel, sondern gleich ganz von einem Medium, sagt Imboden. In Österreich

sei im Rahmen der Presseförderung mit Schülern Zeitung gelesen worden. Das hatte nachweislich einen negativen Effekt, weil die Schüler lernten, dass in der Zeitung langweiliges Zeug steht, das sie nichts angeht oder das sie nicht verstehen. Deshalb rät Imboden auch davon ab, Kinder- und Jugendseiten zu schaffen. Erstens, weil sie weder von den Erwachsenen noch von der Zielgruppe beachtet würden. Und zweitens, weil der Rest der Zeitung bei den Jugendlichen das Image des Unverständlichen verfestige. Die meisten Versuche der Zeitung, den Bedürfnissen bestimmter Lesergruppen gerecht zu werden, zielten in die falsche Richtung. Wenn Journalisten glauben, für Leserinnen zu schreiben, wählen sie häufig Themen, die vermeintlich mehrheitlich Frauen interessieren. Das führe zu einer Ghettoisierung, sagt Imboden, «Special Interests» seien eine inhaltliche Ödnis für alle, die nicht zur Zielgruppe gehören.

Folio: Aber jeder Leser hat doch bestimmte Interessen!

Imboden: Drei Viertel der Leser blättern bei solchen Themenseiten sofort weiter. Am Schluss haben Sie Seiten für Frauen, Studenten, Motorsportfreunde

Carlo Imboden, 69, ist Medienforscher und Unternehmensberater; er lebt in Bern. Er hat das Readerscan-Verfahren entwickelt, mit dem sich das Leseverhalten bei Printmedien analysieren lässt. Dabei markieren repräsentativ ausgewählte Leser die Zeile, bei der sie aus einem Artikel ausgestiegen sind. Diese Daten werden anschliessend mit den Texten abgeglichen. Solche Daten haben unter anderem gezeigt, dass sich der Leser daran gewöhnt, welche Informationen in Textboxen ausgegliedert werden. Er merkt sich allerdings nur zwei Verwendungen: Angaben zur Person und Glossare.

Werden immer wieder andere Informationen ausgegliedert, sieht der Leser seine Erwartung regelmässig enttäuscht und steigt nicht mehr in Textboxen ein. Zudem sollte die Box eigenständig funktionieren und am Ende stehen. Ist die Box in den Fliesstext des Artikels eingeblockt – wie hier –, wird sie entweder übersprungen und dann vergessen. Oder der Leser findet den Weg zurück in den Artikel nicht mehr.

und Kader, aber für den durchschnittlichen Leser bietet das Blatt immer weniger.

Kann das Zeitungsmachern nicht egal sein, solange jeder Leser genug für sich findet und am Ende zufrieden ist?

Das darf ihnen ganz und gar nicht egal sein. Wenn Leser reihenweise Seiten überblättern oder einen ganzen Bund einfach ungelesen weglegen, heisst das, dass die Nutzungsdauer des Produkts abnimmt. Und unsere Daten zeigen, dass damit auch die Auflage einer Zeitung sinkt. Dieser Zusammenhang ist signifikant. Wie viel Zeit ein Leser mit seiner Zeitung verbringt, sagt also viel über die Kundenbindung aus.

Aber welche Themen sind in unserer individualisierten Gesellschaft noch wirklich massentauglich? Da landen wir wieder beim Boulevard, bei «Titten, Tiere, Tränen».

Statt «was» muss die Frage eher lauten «wie».

Auch ein Leser, der sich überhaupt nicht für Sport interessiert, lässt sich laut Imboden für einen Artikel über Fussball gewinnen – wenn man ihm Geschichten erzählt. Um bloss Resultate zu vermelden und den Spielverlauf in einem Matchbericht zusammenzufassen, braucht es keine Journalisten, das können Schreibroboter mittlerweile genauso gut. Als Menschen sind wir auf Erzählungen konditioniert. Bemüht, der Welt einen Sinn zu geben, erzählen wir uns seit Jahrtausenden Sagen, Märchen und Mythen. Geschichten sind, was den Menschen zum Menschen macht. Darum muss auch Fussballberichterstattung die grossen Themen liefern: Schicksale und Tragödien, Moral, Recht und Unrecht, Helden und Gefallene.

Folio: Während meiner Zeit als Lokaljournalist haben mir Leute mehrfach ungefragt erklärt, sie hätten zum Konkurrenzblatt gewechselt, weil unsere Zeitung montags die 3.-Liga-Tabelle nicht mehr brachte.

Imboden: Wie lange ist das her?

13, vielleicht 14 Jahre?

Eben. Vielleicht war es früher sogar richtig, so etwas zu vermelden. Aber heute steht das schon am Spieltag im Internet. Das ist eines der Hauptprobleme der Tageszeitungen: Ihre Funktion ist im Wandel. «Newspaper» ist inzwischen ein Widerspruch in sich – die Leute holen sich die Neuigkeiten im Internet. Das gilt auch für die anderen Serviceleistungen wie Kinoprogramm oder Ausgeh-Agenden. Früher gab es diese Informationen nur in der Zeitung, aber diese Zeiten sind vorbei.

Worauf soll sich der Printjournalismus stattdessen konzentrieren?

Auf Hintergrundberichte. Die Leute wollen, dass ihnen die Zeitung das Warum erklärt. Kein Schnellerfutter, keine Spekulationen, sondern den Sachverhalt richtig, differenziert und ausführlich wiedergeben.

Die Konkurrenz um Aufmerksamkeit steigt unaufhaltsam, die Leute haben immer weniger Zeit für lange Texte.

Das ist doppelt falsch. Die Intensivnutzer von Fernsehen, Zeitung und Internet sind dieselben Leute. Das ist kein Verdrängungskampf. Aber die Zeitungen müssen bieten, was die Nutzer wollen. Sie wollen Erklärung, sie wollen die Welt verstehen. Und das geht normalerweise nicht mit einem nachrichtlichen Kurztex, sondern nur mit einer schrittweisen, informativen und raumgreifenden Erläuterung. Wir stellen regelmässig fest, dass in den gedruckten Medien die langen Artikel viel besser gelesen werden als die kurzen. Je länger, desto besser. Erst bei solchen Texten merken die Leute: Ich brauche diese Zeitung.

Für Folio-Verhältnisse ist dies ein mittellanger Text. Wie viele Leser, schätzen Sie, werden es bis hierhin schaffen?

Vielleicht etwa 15 Prozent.

Nicht mehr?

Sicher nicht.

Und wer sind die Leute, die jetzt noch mitlesen?

Es sind diejenigen, die Bild und Überschrift überstanden haben und in den Lead eingestiegen sind, weil sie erfahren wollten, was Journalisten beim Schreiben alles falsch machen. Ganz sicher noch dabei sind die Journalisten selbst. Und einer davon ist Ihr Kollege, der den Text gegenlesen musste.

Balz Ruchti ist Redaktor beim «Beobachter»; er lebt in Bern.



Buch meines Lebens

Hazel Brugger erlebte beim Lesen von «Licht und Zorn» eine Gratisführung durch die Ausstellung der eigenen Abgründe.

Eigentlich ist das Thema Liebe ja abgedroschen. Mehr als zwei Drittel aller Lieder sind Liebeslieder, das rote Herz steht auf Platz zwei, der Smiley mit den Herzen als Augen auf Platz vier der meistgenutzten Emojis weltweit. Aber in einem meiner liebsten Bücher liebt er sie, und sie liebt ihn, «Licht und Zorn» von Lauren Groff.

Ich hörte davon durch Barack Obama. In einem Interview erwähnte er, «Licht und Zorn» von Groff sei wohl eines der besten Bücher unserer Zeit und sie eine der ganz Grossen. «Ja ja, der Obama», dachte ich, wie immer skeptisch, weil die Amerikaner ja alle Marketing-Genies sind und gerade die Linksliberalen sich sehr um ihre intellektuelle Wirkung bemühen. Der mächtigste Mann des Westens, Galionsfigur unserer Hoffnung, der introvertierte Charismatiker Barry, macht sich stark für eine Frau mit Köpfchen. Zwischen den Zeilen klopft er sich selbst auf die Schulter für die Geduld, im Auge mehrerer Hurrikane zum Lesen zu kommen. Nein danke. Aber Obama ist Obama. Und so stand ich Monate später in der Bahnhofsbuchhandlung, das matte Unterbewusstsein erkannte den Titel aus der vor Lob glühenden Interviewantwort, ich musste kaufen, und acht Stunden später hatte ich das Buch mit strahlenden Laseraugen verzehrt.

«Licht und Zorn», zwei Sichtweisen tranchieren eine Ehe: Lotto, das Licht, und Mathilde, der Zorn. Sie passen hervorragend zueinander, sind sich ähnlich genug, um aneinander zu haften, aber so ungleich, dass immer klar ist, wo der eine endet und die andere beginnt. Weil Lauren Groff schier unendlich schlau ist, bleibt es nicht beim seichten «gleich und gleich gesellt sich gern», durchmischt mit «Gegensätze ziehen sich an». Es ist kein Plädoyer für Treue, keine Anleitung zu einem guten Leben. Lauren Groff schreibt so unaufgeregt gut, dass ich nicht einmal weiss, ob ihr Buch die Geschichte einer geglückten oder einer missratenen Ehe ist. Eine beneidenswerte oder eine beängstigende Liebe, ein wohliges Gefühl oder ein Schlag in die Magengrube. Leuchten oder Zornigsein.

Ich habe mich beim Lesen besser kennengelernt, sehe die Ehe meiner Eltern anders und habe eine angenehm warme Distanz zu meinen eigenen Beziehungen gekriegt. Das Buch nimmt das Messer nicht aus der Wunde, bevor der Patient sich nicht alle seine Sehnen bis zum Knochen hin angeschaut hat. Bei Verletzungen eines abartigen Grades erkennt man seinen zerschundenen Körper ja oft nicht als Teil von sich und kann sich der Neugierde objektiv hingeben. Eine Gratisführung durch die Körperwelten-Ausstellung der eigenen Abgründe.

Mich rührt die Vorstellung von langen, starken Beziehungen mittlerweile mehr als alles andere. Dass ich irgendwann mehrere Jahrzehnte mit jemandem verheiratet oder zusammen sein könnte. Dass wir uns lieben und uns wehtun werden wie niemandem sonst. Vielleicht bin ich verweichlicht, aber ich fühle Vorrührung anstatt Vorfreude darauf. Für mein neues Comedy-Programm habe ich – ehrlich wahr – versucht, ein zehnmütiges Set über Lauren Groff zu schreiben, um auf der Bühne jeden Abend einen Grund zu haben, über sie zu sprechen, aber das Thema war mir zu heilig, um Witze darüber zu machen.

Nur Ahnungslose sagen, dass eine gute Beziehung ein Ankommen sei. «Ich möchte endlich ankommen», klagten Single-Freunde am Ende des Geduldsfadens. Es überrascht nicht, dass jemand mit so starren Vorstellungen des Zusammenseins nach wenigen Jahren der Bindung in sich zusammensackt und langsam verfettet und geistig verkalkt. Ich schenke diesen Freunden oft Lauren Groffs Buch und hoffe, dass sie noch zu retten seien.

Ich weiss nicht, wie gut die Beziehung von Barack Obama zu seiner Frau ist, sie wirkt ja noch um einiges nerviger als er. Aber wenn sie beide Lauren Groff so abgefeiert haben wie ich, sollten sie genügend Stoff haben, um die nächsten hundert Jahre wenigstens über Liebe zu reden.

Hazel Brugger, 25, ist Comedian und Moderatorin. Sie tourt gerade mit ihrem Soloprogramm, ihre Kolumnensammlung erschien 2016 bei Kein & Aber.

Neuigkeiten von gestern

132 Millionen Zeitungen und Zeitschriften liegen jedes Jahr an Schweizer Kiosken und buhlen dort um Leser. Leider oft vergeblich.

Von Barbara Klingbacher

Für eine Journalistin sind die beiden Förderbänder in der Industriehalle ein trauriger Anblick. Auf dem rechten Band ereifert sich ein Dutzend «Blick»-Exemplare über einen «Bschiss-Polizisten», verrät die Sängerin Sina auf einer «Schweizer Illustrierten»: «Mutter starb, als ich fünf war», verkünden vier Ausgaben der NZZ «Endlich ist die SPD wieder links», berichten zwei «Spiegel» über «Die Macht der Clans», und «die aktuelle» fragt bunt und bang: «Helene Fischer: Alles vorbei?!». Links zieht ein einsames «Profi Sudoku»-Heft davon. Einige Meter laufen die Bänder nebeneinander her, dann trennt sich ihr Weg. Die wenigen Hefte, die ein Roboterarm nach links geschoben hat – meist zeitlose wie «Sudoku» oder «Asterix» –, werden hinten in der Halle von Hand sortiert und auf Paletten gestapelt; irgendwann steht ihnen irgendwo ein zweites Leben bevor. Die Zeitungen und Zeitschriften auf dem rechten Band hingegen fallen in ein Loch und landen zwei Stockwerke tiefer in einem Containerwagen der SBB. All die Neuigkeiten, Fotostrecken und Analysen, all die Interviews, Schicksalsgeschichten und Kommentare sind jetzt nur noch Altpapier. 17 000 Tonnen Lesestoff, der jedes Jahr in der Recyclinganlage endet, ohne dass je ein Leser darin gelesen hätte.

Entsorgungshalle, Egerkingen

Jede Zeitung, jede Zeitschrift, die an einem Schweizer Kiosk keinen Käufer findet, landet zum Schluss in Egerkingen, Kanton Solothurn. In Lastwagen kommen sie an den Rampen der Firma 7 Days Media Services an, verpackt in Transportboxen mit der Aufschrift «Unsold», gebündelt in den Kiosken von Herisau, Poschiavo oder Bümpliz. Die Mitarbeiter in der Entsorgungshalle schneiden die Bündel auf, lesen die



Spoletto, Italien.

Häufigste Nomen

1898

Aus dem «Häufigkeitswörterbuch der deutschen Sprache», für das 10 Millionen Wörter in verschiedenen Texten ausgezählt wurden. Für unsere Liste haben wir die Wörter in Einzahl und Mehrzahl addiert.

1. Herr/Herrn
2. Zeit
3. Jahr
4. Mensch
5. Mann
6. Seite
7. Hand
8. Paragraph
9. Frau
10. Welt

2018

Aus dem Duden-Korpus, der 4,7 Milliarden Wortformen enthält.

1. Jahr
2. Uhr
3. Prozent
4. Million
5. Euro
6. Zeit
7. Tag
8. Frau
9. Mensch
10. Mann

Verkaufsstellennummer des Kiosks ein und legen jedes Exemplar einzeln aufs Band, damit ein Scanner seinen Barcode liest. So weiss der Roboterarm, ob das Heft aufs linke oder rechte Band gehört. Und so weiss das Abrechnungssystem, dass es dieses Exemplar dem Kiosk gutschreiben muss. Das Risiko für liegendebliebene Hefte trägt nie die Verkaufsstelle, sondern stets der Verlag. «Remissionsrecht» heisst dieses Prinzip, es ist einer der Pfeiler im Schweizer Pressevertrieb.

Der Verkauf von Presseprodukten ist ein eigenartiges Geschäft. Das liegt an seiner Geschichte: Nachdem in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts Dinge wie die Schnellpresse oder Rotationsmaschinen erfunden worden waren, konnten Zeitungen und Zeitschriften immer schneller, billiger und in grösserer Auflage gedruckt werden. Gleichzeitig war die Zahl möglicher Kunden gestiegen, weil immer mehr Menschen lesen lernten. Lange waren Journale per Post oder Boten an Abonnenten vertrieben worden, die neue Massenpresse aber wurde nun einzeln auf der Strasse verkauft. Im Auftrag der Verlage waren fliegende Händler an belebten Orten unterwegs, in Bahnhöfen etwa oder auf den Gehsteigen der Städte. Später stellten die Verkäufer Tische auf, um die Produkte auszulegen, schliesslich installierte man kleine Gebäude eigens für den Presseverkauf: die Zeitungskioske. Aber auch Trinkhallen oder Wasserbuden wurden zu Kiosken. Sie standen in vielen Grossstädten auf Trottoirs oder Plätzen und verkauften Selterswasser, Brauselimonaden, Bonbons und einzelne Zigaretten. Als sie gegen Ende des 19. Jahrhunderts Zeitungen anboten, entstand das klassische Kiosksortiment: Presse, Raucherwaren, Süssigkeiten, später auch Lose.

Heute liegen an den Schweizer Kiosken 132 Millionen Zeitungen und Zeitschriften im Jahr, und jedes einzelne Exemplar hat 7 Days gebracht: Der Grossist holt die Presseprodukte nicht nur zurück, er liefert sie auch aus. Morgens ab halb sieben fahren drei Vierzigtonner voller Zeitschriften aus Deutschland in Egerkingen vor, danach kommen gestaffelt die Schweizer Lastwagen an. Die Ware wird erfasst, kontrolliert und in zwei Kommissionierstrassen einsortiert, wo Mitarbeiterinnen anhand von Lieferscheinen die Bündel für jeden Kiosk zusammenstellen. Gegen Abend werden diese in zehn Hubs verteilt, nach Zizers, Bedano oder Visp, wo nachts die Tageszeitungen direkt aus den Druckereien dazukommen. Frühmorgens schwärmen die Chauffeure dann auf 300 Touren aus, liefern die druckfrische Ware in den Kiosken ab und nehmen die gebündelte ungelesene wieder mit. Mehr als 4100 Titel werden auf 5600 Verkaufsstellen verteilt – hauptsächlich Kioske, aber auch Pressebuchhandlungen, Supermärkte und Tankstellen.

Allerdings: Ein Schweizer Kioskinhaber kann nicht einfach die Produkte bestellen, die er gern verkaufen würde; er kann auch nicht bestimmen, ob in seinem Regal ein «Playboy», aber keine «Tierwelt» steht; er

kann eine Zeitung nicht für 6 statt 4 Franken anbieten oder abends die vom Morgen zum halben Preis. Eine Zeitung sei eben kein Entrecôte, sondern ein Kulturgut, sagt Thomas Kirschner, der Geschäftsführer von 7Days, ein grossgewachsener Deutscher mit dynamisch zurückgekämmtem Haar.

Ein Heft, das im Kiosk liegt, gehört nie dem Kiosk. Es gehört dem Verlag, bis es ein Leser kauft. Und zwar zu einem Preis, den der Verlag festgelegt hat; er ist für alle Verkaufsstellen verbindlich. Der Grossist und der Kiosk bekommen eine Marge, die bei jedem Presseprodukt ein bisschen anders ist. Von einem NZZ-Folio, das an einem Kiosk für 9 Franken 80 verkauft wird, erhält die NZZ ungefähr die Hälfte.

Wenn morgen jemand ein Magazin über Kaffee-rahmdeckeli im Kanton Uri herausbringen will, wird 7Days es vertreiben, auch wenn kein Mensch an den Erfolg glaubt. Die Firma ist verpflichtet, neutral zu sein und jedem Titel Marktzugang zu verschaffen. So will es die Pressefreiheit, die in der Bundesverfassung festgeschrieben ist. Im Gegenzug hat der Grossist das Alleinauslieferungsrecht in der Schweiz und bleibt von Konkurrenz verschont. 7Days entscheidet auch, welcher Kiosk welche Titel bekommt. Dieses «Dispositionsrecht» sei eine Voraussetzung für die Pressevielfalt auch in abgelegenen Gebieten, sagt Kirschner, und damit letztlich für die Demokratie. «Würde ein Kioskbetreiber nur noch die Titel bestellen, die er gut verkauft, oder nur solche, die ihm persönlich sympathisch sind, wäre die Vielfalt gefährdet.»

Bei der Disposition geht es vor allem darum, die Verkaufswahrscheinlichkeit abzuschätzen: Wie viele Leser wollen das nächste NZZ-Folio am Kiosk in Interlaken haben? Um das vorauszusagen, zieht man die Verkaufszahlen der Vergangenheit heran und rechnet Einflüsse wie Ferienzeit, Feiertage oder ein Thema mit Bezug zu einer Region mit ein.

So ausgeklügelt das System ist – es bleiben trotzdem viele Zeitungen und Zeitschriften liegen. Von den 132 Millionen Exemplaren, die jährlich ausgeliefert werden, landen 81 Millionen in der Entsorgungshalle – das sind sechs von zehn. Der willige Käufer soll eben keinesfalls vor einem ausverkauften Regal stehen. Und manche Verlage liefern aus psychologischen Gründen mehr Exemplare als nötig: Kunden greifen eher nach einer Zeitung, die auf einem hohen Stapel liegt. «Wir sind ein Wirtschaftsunternehmen», sagt Kirschner diplomatisch, «und damit an zufriedenen Verlegern und zufriedenen Kioskinhabern interessiert.» Auch wenn ein Kioskinhaber bei seinem Zeitungs- und Zeitschriftensortiment weniger Freiheit hat als bei anderen Produkten – Presseverkauf lohne sich, weil er risikolos sei und die täglich wechselnden Titel die Kunden stets von neuem hineinlockten. Ausserdem: Der Grossist bestimmt zwar, was im Presseregal steht. Der Kioskinhaber aber entscheidet, wie lang dieses Regal ist – und ob er überhaupt eins hat.

Sitzungsraum «Snickers», Muttenz

Über Regallängen wird zum Beispiel in Muttenz entschieden, am Hauptsitz der Valora, der grössten Kioskbetreiberin der Schweiz. Die Namen der Sitzungszimmer sind eine Hommage ans Sortiment: «Sugus» heisst eins, die anderen «Ragusa» oder «Blick». Roger Vogt sitzt gerade im Raum «Snickers» und skizziert Kompetenz. «Nehmen wir einen Kiosk mit 40 Quadratmetern», sagt er, während er einzelne Elemente in den Grundriss zeichnet. Wenn man hier an der Wand einen Kühler mit Snackprodukten habe, stelle man die Snackingregale dazu und mache so ein Modul daraus – mit Rahmen drumherum, vielleicht einem Dach darüber. «Dann kommt der Kunde rein und denkt: Wow, diese Auswahl! Das ist ein richtig kompetenter Snackbereich.»

Vogt mag das Wort Kompetenz. Der 41jährige, der so zupackend wirkt, als würde er die Snackingregale eigenhändig montieren, hat seine Karriere als Metzger bei Coop begonnen. Inzwischen ist er Chef der Division Retail bei Valora und damit in der Schweiz Herr über 912 K-Kioske, 29 Press & Books- und 141 Avec-Filialen. Kompetenz erreiche man immer durch Breite, sagt Vogt. Ein Supermarkt mit 5000 Quadratmetern könne die Molkerei mit 27 Metern und die Weinabteilung mit 15 Metern bespielen. «In einem Kiosk aber muss ich einen Fokus setzen. Mache ich das Snacking kompetent? Die Kaffee-Ecke? Das Presseregal?»

Jahrzehntelang waren Presse, Tabak und Glücksspiel die Leuchttürme des Kioskgeschäfts. Inzwischen aber verdient Valora Retail damit nur noch jeden zweiten Franken. Die Presse trug letztes Jahr noch 7 Prozent zum Bruttogewinn bei; vor allem Tageszeitungen werden immer seltener am Kiosk verkauft. Snacks, Convenience-Food und Dienstleistungen wie ein Verleihservice für Handy-Aufladegeräte oder Geldabhebungen per App hingegen florieren. Man werde im Kiosk immer Tabak, Presse und Lose bekommen, sagt Vogt. «Aber ob es sechs oder zwei Laufmeter Presse sind, wird zukünftig davon abhängen, in welchem Cluster ein Kiosk ist.» Gerade hat man solche Cluster, eine Art Kiosk-Typologie, anhand der Verkaufszahlen der Filialen erstellt; sie werden die Gestaltung prägen.

Wenn man sehe, dass ein Kiosk extrem stark bei Getränken sei – «wo stelle ich dann die Getränke hin? Natürlich nicht in die hinterste Ecke!» sagt Vogt. Ihm hat man während der Lehre noch eingeblutet, die beliebtesten Artikel zuhinterst im Laden einzureihen – weil der Kunde danach suche und unterwegs viele andere Dinge in den Korb lege. «Ich sage heute: Der Kunde geht genau gar nichts suchen. Wir müssen ihm das, was er will, direkt vor die Nase stellen.» Die begehrtesten Produkte gehören in die schnelle Zone, die im Kiosk vom Eingang direkt zur Kasse führt. Die weniger beliebten kommen in die langsame Zone, wo der Kunde abbiegen oder ein Regal umrunden muss.

Neben die begehrten Produkte stellt man stets Dinge, von denen die Datenanalyse verrät: Der Kunde will sie auch, er weiss es nur noch nicht. Wer Kaffee kauft, nimmt oft Wasser und ein Gebäck dazu. Zum Sandwich gehört eine Cola. Und wenn jemand den «Playboy» einpackt, kauft er gerne auch noch ein Disneyheft für den Sohn – jedenfalls war das früher so.

Mit der Presse, sagt Vogt, sei es im Grund nicht anders als mit dem Snacking: Dort, wo sie stark ist, macht man sie kompetent. Dann aber nach allen Regeln der Kunst, also mit Breite und Modulen, mit P resettischen und Zeitungsgondeln, um dem Leser ein «Wow» vor lauter Auswahl zu entlocken.

Bahnhofsbuchhandlung, Stuttgart

Als Bernhard Mai das trostloseste Wort des Zeitschriftenhandels ausspricht, steht er vor einem meterlangen Regal. «Frühremission», sagt er, und es klingt wie eine Krankheit. Mai führt durch einen der grössten Kioske Deutschlands, jenen im Bahnhof Stuttgart, der zu Valora gehört. Der drahtige Mittfünfziger arbeitet seit 20 Jahren für die Firma Partner Medienservices. Anders als in der Schweiz, teilen sich in Deutschland eine Reihe von Pressegrossisten den Markt.

Mai berät Verleger oft schon bei der Planung. Ein Verlag könne ein Magazin mit tollen Geschichten und grossartigen Fotos lancieren, aber gleichzeitig vergessen, was das A und O im Einzelhandel sei: «Jeder Kioskverkäufer muss sofort verstehen, wo er dieses Magazin hintun soll.» Er zupft ein Heft aus einem Regal mit «Buntwaren», wie es im Jargon heisst. «Enorm» ist der Titel, die Unterzeile lautet: «Die Zukunft fängt bei dir an». Mai wiegt den Kopf: «Keine Ahnung, wo das hingehört. Ist das Lifestyle, soll das zur Spiritualität, oder muss es in die Wirtschaft?»

Die vermeintlich banale Frage kann über Erfolg oder Misserfolg entscheiden. Im besseren Fall ordnet der Mitarbeiter das Heft am falschen Ort ein, wo es nicht gekauft wird, weil es von den falschen Leuten gesehen wird. Und im schlechteren Fall? «Frühremission», sagt Mai. Die Zeitschrift wird beerdigt, bevor auch nur ein potentieller Leser sie zu Gesicht bekommen hat. Ein Schicksal, das in kleineren Kiosken oder in Supermärkten droht, wo die Angestellten wenig Zeit, wenig Platz und oft weniger Affinität zur Presse haben. «Wenn Sie als gestresste Aushilfe ein Heft in der Hand halten, von dem sie nicht wissen, wohin damit, und das Regal schon überquillt – da ist die Versuchung gross, es direkt in die Kiste mit den Retouren zu legen.» Mai schätzt den Anteil an neu lancierten Zeitschriften, die statt im Regal in der Kiste landen, auf bis zu 40 Prozent.

Ein weiterer Fehler: «Der Verleger denkt nicht an den Schuppungsgrad.» Der Kunde kann von den wenigsten Zeitschriften das ganze Cover sehen, weil

sie geschuppt, also überlappend nebeneinandergelegt werden. Der «Schuppungsgrad» ist ein Kompromiss zwischen dem begrenzten Platz des Ladens und dem Wunsch des Verlegers nach Sichtbarkeit. Das «Soll Schuppungsgrad» liege im Moment bei acht Zentimetern, das heisst: acht Zentimeter vom linken Rand des Titelblatts müssten im Regal zu sehen sein. «Nehmen Sie das hier», sagt Mai und zeigt auf ein acht Zentimeter dunkles Band im Gestell. Kein Buchstabe, kein Bild verrät, dass hier das Mineralienmagazin «Lapis» steht – dessen Konzept sieht ein Cover mit dickem schwarzem Rahmen vor. «Sogar wenn ich weiss, dass ich dieses Heft haben will, muss ich danach suchen.» Um es den überzeugten Käufern nicht noch unnötig schwer zu machen, rät Mai, den Namen des Magazins zusätzlich hochkant an den linken Rand zu drucken. «Achten Sie mal darauf, wie viele Leute mit geneigtem Kopf vor Kioskregalen stehen.»

Ein anderer Trick: Wenn alle gleich wenig Breite haben, kann man die anderen überragen. Und zwar mit einem Übersteher, der über das Heft herausragt und irgendetwas zusätzlich verspricht. Das suggeriere dem Kunden, er bekomme mehr fürs gleiche Geld, sagt Mai, «was sofort die Wühltischmentalität weckt». Allerdings gibt es bessere und schlechtere Übersteher. Das Heft «Raubfische» im Tier-Rayon etwa kündigt «Mit DVD! Für echte Raubfisch-Angler» an, das Pferdemagazin «St. Georg» zusätzliche «16 Massage-Tips für ihr Pferd». «Beide nicht schlecht», sagt Mai, richtig gut aber sei die Lösung von «Partner Hund» – «Wissen: Das rettet Hundeleben» ragt notfallrot daraus hervor. Mai ist selber Hundebesitzer, «und das will ich doch sofort haben».

Ob ein Titel der Schuppung entkommt und es «Full Face» auf die Stapel vor dem Regal schafft oder gar auf einen freistehenden P resettisch, darüber entscheiden Verkaufszahlen und Umsatzrenditen. Am besten verdient der Kiosk an einem Heft, das nicht nur gut läuft, sondern auch einen hohen Stückpreis hat und oft erscheint; so eins wird natürlich gut placiert. Man kann die gute Placierung aber auch kaufen, es gibt Preislisten dafür: Ein Platz bei den «Top-Sellern» auf den Presseinseln oder Zeitungsgondeln von 140 Schweizer Kiosken kostet 4000 Franken, die erste Reihe von 400 Kassenfronten muss dem Verleger 7500 Franken wert sein – pro Woche. In Deutschland gilt die Lage zwischen «Spiegel» und «Stern» als die teuerste überhaupt: 3400 Euro für 155 Verkaufsstellen.

Mai hat viele P resettitel kommen und verschwinden sehen; er freut sich über jeden Unternehmer, der das Abenteuer wagt. Bald wird ein neues Magazin aus dem Bereich Spiritualität erscheinen, für das Mai den Markt analysiert hat. Nötig wäre das nicht gewesen. Die Verlegerin wusste bereits, dass es ein Erfolg werden wird; die Tarotkarten hatten es ihr prophezeit.

Barbara Klingbacher ist NZZ-Folio-Redaktorin.



Buch meines Lebens

Florian Illies
schien für die
Literatur
verloren, bis
sein Bruder
ihm Büchners
verstörende
Geschichte von
Lenz zusteckte.

Als ich noch ziemlich jung war, zu jung, um genau zu sein, verführte mich mein Bruder zur Lektüre von Georg Büchners Erzählung «Lenz». Mein Bruder war in grosser Sorge, dass ich für die Literatur für immer verloren sei, weil ich mich mit meinen zwölf, dreizehn Jahren geistig ausschliesslich von den Fussballseiten der Zeitungen ernährte. Wie er angesichts dessen auf die fixe Idee kam, mich ausgerechnet mit der verstörenden, über hundertfünfzig Jahre alten Geschichte des armen, gepeinigten Lenz wieder auf die rechte Bahn zu bringen – und warum ich diesem Rat sogar folgte: ein einziges Rätsel.

Ich begann also zu lesen: «Den 20. ging Lenz durch's Gebirg.» Und dann geschah etwas Unglaubliches. Ich las und las und konnte nicht mehr aufhören, stürzte hinein in dieses irre, schnelle, rauhe Stück gemeisselter Prosa. Die Sprache, die dem ins Kraut schiessenden Wahnsinn des Helden Lenz in einem aberwitzigen Tempo nachjagt, riss mich fort aus meiner Welt. Mir war damals natürlich nicht bewusst, dass der hypersensible Büchner in diesem Buch versucht hatte, die zuckenden Nervenbündel seines literarischen Ahnen Jakob Michael Reinhold Lenz mit seinen eigenen zitternden Händen zu umklammern. Auch von Schizophrenie hatte ich noch nie gehört.

Aber dass Lenz, dieser vom Wahnsinn gepeinigte Flüchtende, sich plötzlich fragt, ob er nicht vielleicht immer träume, wenn er glaube, wach zu sein, und wach sei, wenn er meine, zu träumen – dieser Gedanke frass sich gierig in meine literaturtheoretisch unbefleckte Grosshirnrinde. Ob Lenz des Wahnsinns fette Beute ist, weil er seine transzendente Verwurzelung verloren hat, oder warum Büchner mitten in seine Erzählung ein theoretisches Gespräch reingepackt hatte, wie sich die Kunst zur Wirklichkeit verhalten solle – das alles interessierte mich damals nicht, ach was, ich hatte es noch nicht einmal verstanden. Das einzige, was mich umtrieb, war die fundamentale Frage, ob nicht in Wirklichkeit alles genau andersherum sein könnte.

Ich weiss noch genau, auf welchem Bett und in welchem Zimmer ich lag, in jenem langen Winter, als ich mich panisch fragte, ob ich vielleicht träumte, dass ich jetzt Büchner lese – und ob nicht vielleicht umgekehrt der Traum der letzten Nacht meine eigentliche Realitätsebene sei. Lenz hat bei Büchner das Gefühl, er verfolge ein Theaterstück, das sich «Leben» nenne, als schaue er zu, wie er esse, wie er laufe, und als würde das alles ohnehin gleich enden, wenn er aufwachen müsse. Letztlich lohnt sich die ganze Anstrengung in den Träumen ja nicht.

Ich verlor damals beim Lesen tatsächlich kurzzeitig den Boden unter den Füßen, für ein paar Stunden, dann ging es langsam wieder. Aber am nächsten Tag, nachmittags, als ich das Reclam-Heftchen wieder auf meinem Nachttisch liegen sah, da ging alles von vorne los. Träumte ich gerade? Oder hatte ich vielmehr geträumt, dass ich am Vormittag in der Schule gewesen war?

Seit diesen Stunden voll jäh innerer Aufruhr weiss ich, dass Literatur das Leben verändern kann. Aber vielleicht träume ich das auch nur.

Florian Illies, 47, ist ein deutscher Kunsthistoriker, Autor und seit Anfang Jahr Verlagschef von Rowohlt. Sein neuestes Buch, «Gerade war der Himmel noch blau», versammelt Texte zu Kunst und ist im vergangenen Jahr bei Fischer erschienen.

Lesen junge Menschen eigentlich noch? Welche Bücher mögen sie? Und was machen sie, wenn sie keine Lust auf Goethe haben? Ein Besuch an einem Berner Gymnasium.

Von Patric Marino

Freitagnachmittag, schönsten Wetter und vier Lektionen Deutsch, läck du mir! Doch von Müdigkeit oder Müssiggang ist nichts zu spüren, beim Klingeln sitzen die acht Schülerinnen und drei Schüler bereits an ihren Pulten, vor sich Goethes «Faust», Leuchtstifte, Trinkflaschen und einer einen Schokoladenflan. Im Sommer werden sie die Matura mit mathematisch-naturwissenschaftlichem Schwerpunkt abschliessen, bis dahin noch viele Texte lesen und Flans auslöffeln. Heute sprechen sie aber nicht über «Faust», sondern darüber, welche Bücher sie verschlungen haben und welcher Text der schlimmste ist, den sie je gelesen haben.

Sie nehmen gerade «Faust» durch, spricht Sie das an?

Luc: Ja, vor allem der akademische Werdegang von Faust, bis er nicht mehr weiss, was er noch lernen soll. Bei mir ist das noch nicht so weit, aber ich kann mir vorstellen, dass es eines Tages dazu kommt.

Matthias: Und die Frage: Was ist gut? Soll man gut sein? Faust verhält sich ungerecht gegenüber Gretchen, kommt aber im Gegensatz zu ihr gut davon. Das ist etwas, das mich im Alltag beschäftigt, wie sehr man auf Kosten anderer leben will.

Carla: Und die Gretchenfrage. Ich habe mich oft aufgeregt, dass Gretchen so unselbständig handelt.

Alba: Wenn ich den Druck der Schule nicht hätte, würde ich «Faust» nicht lesen. Man hört aber so viel davon und kennt nur den Titel, es gibt schon einen Reiz, das Buch zu lesen. Allein hätte ich «Faust» nach wenigen Seiten weggelegt, weil der Anfang mühsam ist.

Luc: Dafür kann ich mit meiner Grossmutter am langweiligen Weihnachtsessen über «Faust» sprechen, weil sie das Buch in der Schule auch gelesen hat.

Noemi: Und man kann Goethe-Zitate rauslassen, was cool wirkt.

Neben Goethe haben Sie im Deutschunterricht Schiller, Büchner, Brecht oder Kafka behandelt. Hand aufs Herz: Wer hat jede dieser 2000 Seiten gelesen?

Drei von elf Schülern strecken auf.

Und die anderen?

Carla: Es gibt gute Kapitelzusammenfassungen. Wenn man die liest, ist man zwanzig Mal schneller.

Noemi: Oder Lektürehilfen von «Königs Erläuterungen». Meine Hauptquelle ist aber das Internet.

Savita: Mit der Zeit weiss man, welche Seiten zuverlässig sind. Lektürehilfe.de ist ziemlich gut, aber da braucht man einen Account.

Alba: Zur Vorbereitung einer Prüfung haben wir uns auch schon abgesprochen, jeder behandelte ein Kapitel, und dann tauschten wir uns aus.

Luc: Zum Spass schaue ich mir auf Youtube Videos an, wo Klassiker mit Duplo-Figuren nachgespielt werden. Von «Faust» habe ich eine Aufführung gesehen, wo der Text eins zu eins gesprochen wird.

Weshalb sind Klassiker überhaupt noch wichtig?

Mara: Klassische Literatur gehört zur Grundbildung am Gymnasium. Dazu kommt, dass sie die Gegenwartsliteratur extrem beeinflusst, gerade wenn man von Werken wie «Faust» spricht. Es hat keinen Sinn, etwas aus der Gegenwart zu lesen, ohne die Klassiker zu kennen.

Matthias: Man kann auch weniger zugängliche Texte lesen, wenn man sie in der Schule bespricht und einen Vortrag vom Lehrer hört, das würde ich allein nicht hinbekommen.

Als nächstes lesen Sie «Wörterbuch» von Jenny Erpenbeck. Wie gehen Sie vor, wenn Sie einen Roman bis in drei Wochen gelesen haben müssen?

Carla: Häufig lese ich zuerst eine Zusammenfassung und überfliege den Text, um darin das Wichtigste zu finden. Wenn ich gar keine Zeit habe, lese ich nur die Zusammenfassung und hoffe, dass sie stimmt.

Alba: Wenn ich merke, das Buch interessiert mich nicht und es gibt keine Prüfung dazu, dann lese ich es nicht fertig.

Matthias: Ich entwickle da einen gewissen Ehrgeiz und beisse mich durch. Es kam schon vor, dass ich ein Buch nach der Prüfung noch zu Ende gelesen habe.

Mara: Bei mir ist es weniger der Ehrgeiz als die Gelegenheit, ein Buch zu lesen, das ich sonst nicht lesen würde. Mir hilft auch, dass ich Lesen deutlich weniger schlimm finde als andere Hausaufgaben, die ich in dieser Zeit machen sollte.

Fabian: «Faust» war für mich ein Buch mit sieben Siegeln, da es in Versen geschrieben ist. Ich habe zuerst eine Zusammenfassung gelesen und gemerkt, dass ich wissen will, wie das in Goethes Worten klingt.

Carla: Bei mir kommt es ganz aufs Buch an. «Faust» wollte ich schon immer lesen, aber Calderóns «Welttheater» interessierte mich einfach nicht.

Welches ist der schlimmste Text, den Sie in der Schule gelesen haben?

Carla: Das Alpengedicht von Haller.

Luc: Das war doch hübsch!

Carla: Das war so langweilig, es hat null Handlung!

Luc: Es beschreibt die Berge so blumig.

Carla: Da kannst du auch einfach aus dem Fenster schauen.

Luc: Ja, aber wenn man in den Bergen war, kann man das nachfühlen.

Matthias: «Die Leiden des jungen Werthers» hat bei vielen Stirnrunzeln ausgelöst.

Noemi: Ich fand das cool, der erste Goethe-Text. Die Sprache und die Briefform haben mich fasziniert.

Matthias: Das ist so pubertär und überdramatisch.

Mara: Aus psychologischer Sicht finde ich den Abfall ins Suizidale bemerkenswert.

Carla: Ich finde «Werther» wirklich besser als das Alpengedicht, da gibt es einen Riesenunterschied.

Ungelesen

Der Künstler Julius Deutschbauer spricht mit Leuten über Bücher, die sie nicht gelesen haben (juliusdeutschbauer.com). Die am häufigsten genannten Werke:

Der Mann ohne Eigenschaften

Robert Musil, 1930–43. 1700 S.
Musil hat den Jahrhundertroman nie vollendet – wie seine Leser.

Ulysses

James Joyce, 1922. 1000 S.
Die ausufernde Schilderung eines einzigen Tages im Jahr 1904 gilt als «ultimative Herausforderung der Weltliteratur».

Die Bibel

1500 S. Kein ungelesenes Buch hat eine höhere Auflage.

Auf der Suche nach der verlorenen Zeit

Marcel Proust, 1913–27. 5000 S.
Nur wenige wollen am «unschätzbaren Glück teilhaben, Proust zu lesen».

Der Hawking-Index

Der Mathematiker Jordan Ellenberg rechnet aus den von Lesern markierten Textstellen des Kindle-E-Readers hoch, wie gering der Anteil der Käufer ist, die gewisse Bücher zu Ende lesen. Das ist keine exakte Wissenschaft und bloss zur Unterhaltung gedacht.

Hard Choices

Hillary Clinton, 2014
1,9 Prozent

Capital in the Twenty-First Century

Thomas Piketty, 2014
2,4 Prozent

Infinite Jest

David Foster Wallace, 1996
6,4 Prozent

A Brief History of Time

Stephen Hawking, 1988
6,6 Prozent



Foligno, Italien.



Welche Bücher möchten Sie im Deutsch noch behandeln?

Matthias: «Faust II». Wir haben jetzt den ersten Teil gelesen, das ist doof, da will man mehr wissen.

Noemi: Das liest doch keiner!

Savita: Ich lese für die Matura «Verbrechen» von Ferdinand von Schirach. Natürlich wäre es toll, so was auch mal im Unterricht zu besprechen, aber es muss nicht sein. Wir haben mehr Zugang zu Autoren der heutigen Zeit, einen modernen Roman verstehe ich eher als ein Werk aus dem 18. Jahrhundert.

Mara: Wir haben wenig Literatur aus dem 20. Jahrhundert gelesen. Aber Gegenwartsautoren haben ja nicht zwangsläufig Themen, die uns betreffen. «Tschick» zum Beispiel hat mich genervt. Es ist kein schlechtes Buch, aber die «Coming of age»-Themen sagten mir nichts. Vielleicht waren wir zu alt dafür.

Sie sind eine Klasse mit mathematisch-naturwissenschaftlichem Schwerpunkt und trotzdem interessierte bis begeisterte Leserinnen und Leser.

Alba: Ich identifiziere mich teilweise stärker mit Geisteswissenschaftlern. Nicht mit den Personen, aber mit ihren Interessen. Ich mache gern Musik, ich zeichne, lese und schreibe gern, gleichzeitig finde ich Bio und Chemie spannend.

Fabian: Nach vier Jahren habe ich Bio und Chemie langsam gesehen, mein Interesse hat sich Richtung Literatur verlagert.

Savita: Ich denke, beim Lesen gibt es für jeden Typ etwas. Wer auf der naturwissenschaftlichen Schiene bleiben will, kann Stephen Hawking lesen.

Wahrscheinlich bleibt neben dem Gymnasium wenig Zeit zum privaten Lesen.

Alba: Wenn ich einen langen Tag hatte und keine Lust habe nachzudenken, lese ich etwas, das mich aufmuntert, zum Beispiel Fantasy oder einen Liebesroman. Dann blüht meine Phantasie auf.

Carla: Früher habe ich viel mehr gelesen. Jetzt eigentlich nur noch, wenn ich krank bin oder Ferien habe. Das Problem ist, dass man in der Schule lesen muss. In diesen vier Jahren hatten wir nicht ein Quartal, wo wir kein Buch lesen mussten.

Mara: Auch mein Lesepensum hat in den letzten Jahren abgenommen. Bei mir kommt das Lesen phasenweise, es gibt Wochen, wo ich ausserhalb der Schule kaum lese, und Wochen, wo ich nichts anderes mache.

Noemi: Wenn wir in Französisch, Englisch und Deutsch gleichzeitig je ein Buch lesen, habe ich keine Zeit für andere Bücher. Auch das Lesen hat sich verändert. Wenn ich eine Viertelstunde im Zug lese, ist das nicht das gleiche, wie wenn ich mich daheim in ein Buch vertiefen kann.

Kennen Sie das Gefühl des Flows?

Noemi: Mit acht kam ich durch «Harry Potter» zum Lesen und konnte die Bücher nicht weglegen,

weil mich diese Welt so fasziniert hat. Ich war etwa gleich alt wie Harry und seine Freunde und bin mit ihnen älter geworden.

Mara: Ich denke, es geht um Empathie, ob man beim Lesen etwas fühlt oder nicht. Wenn ich mich mit einer Figur identifizieren kann oder einen Text schön finde, hilft das sehr. Das kann für mich ein Goethe im Versmass sein, Stefan Zweig mit seiner Biographie oder Jonathan Safran Foer, der über 9/11 schreibt.

Alba: Kürzlich habe ich Stefan Zweigs «Angst» gelesen. Ich konnte das Buch nicht weglegen und las es in einem Tag. Wenn ich beim Lesen Parallelen zu meinem Leben sehe oder bei Zweig die Angst der Frau wiedererkenne, merke ich: Okay, es geht auch anderen so. Dadurch fühle ich mich irgendwie verstanden.

Wo lesen Sie?

Luc: Ich lese zwar nicht gern im Zug, aber da habe ich am meisten Zeit. Am liebsten lese ich im Bett, mit einer warmen Decke und viel Essen.

Noemi: Im Liegestuhl auf dem Balkon.

Matthias: Draussen, wenn es warm ist.

Fabian: Ich lese am liebsten am Tisch, weil ich auf dem Sofa die Tendenz habe, schnell was auf dem Handy zu machen und das Buch wegzulegen.

Was haben Sie vor dem Einschlafen zuletzt in der Hand, ein Buch oder ein Handy?

Carla, Alba, Matthias, Noemi: Handy. Handy. Das Handy. Handy.

Savita: Beides. Ich lese auf dem Handy oft mit einer App, so kann ich mich mit Freunden über das Buch austauschen. Oder ich höre Musik beim Lesen.

Mara: Ich lese oft vor dem Fernseher. So verbringe ich Zeit mit meiner Mutter und kann in Ruhe lesen.

Ersetzt das Handy das Buch?

Matthias: Auf dem Smartphone kann man vieles machen, aber zum Lesen finde ich Bücher befriedigender. Auf dem Handy scrollt man bis nach unten. Das ist schon etwas anderes, wenn man einen 800-Seiten-Wälzer durchhat und sagen kann: Das ist mein Baby.

Fabian: Mir ist es lieber, ein richtiges Buch zu lesen. Da kann ich was reinschreiben und weiss beim Aufschlagen wieder, was ich hier gedacht habe.

Noemi: Ich habe einen E-Book-Reader geschenkt bekommen und mich zu Beginn dagegen gesträubt, da ich gern richtige Bücher in der Hand habe. Mittlerweile finde ich ihn praktisch, da ich in den Ferien weniger Gepäck mit mir rumschleppen muss.

Mara: Ich habe die Tendenz, dümmliche Texte auf dem Handy zu lesen und gute, wichtige Bücher anfasen und besitzen zu wollen.

Wird bei Ihnen daheim gelesen?

Noemi: Ja, meine Schwester drückt mir ab und zu ein Buch in die Hand.

«Am liebsten lese ich im Bett, mit einer warmen Decke und viel Essen.»
«Im Liegestuhl auf dem Balkon.»
«Draussen, wenn es warm ist.»
«Am Tisch, weil ich auf dem Sofa die Tendenz habe, schnell was auf dem Handy zu machen und das Buch wegzulegen.»

Carla: Bei mir zu Hause wird viel gelesen. Ab und zu erzähle ich meinen Eltern von den Büchern in der Schule.

Luc: Ich habe daheim noch nie über ein Buch gesprochen.

Alba: Manchmal spreche ich mit Kollegen über Bücher. Es ist sicher nicht unser erstes Thema, aber man fragt schon mal: Hast du das auch gelesen?

Matthias: Meine Mutter fragt mich oft, was wir in der Schule lesen, und sagt dann, das habe sie auch gelesen oder dieses Buch habe sie doof gefunden.

Carla: Bei uns liegt immer eine Zeitung auf dem Küchentisch, und wenn ich nicht weiss, was ich sonst machen soll, schaue ich ein bisschen rein.

Wie sieht es bei den anderen mit Tageszeitungen aus?

Fabian: Wenn mir im Tram langweilig ist, lese ich Gratiszeitungen.

Matthias: «20 Minuten» lese ich lieber online, weil man da die Kommentare der Leute sieht, das ist oft unterhaltsamer als die Artikel.

Savita: Da ich mich für Südasien interessiere und es in den Tageszeitungen kaum Nachrichten aus diesem Raum gibt, lese ich «The Hindu» als App.

Luc: Ich habe die BBC-App, um mein Englisch zu verbessern. Die Artikel sind objektiv und polarisieren nicht, aber die Videos sind Horror. Ich höre auch gern Podcasts, weil ich dazu abwaschen kann.

Lesen ist ja mehr als Nachrichten und Schulstoff, Bücher können das Leben verändern. Gibt es so eins in Ihrem Leben?

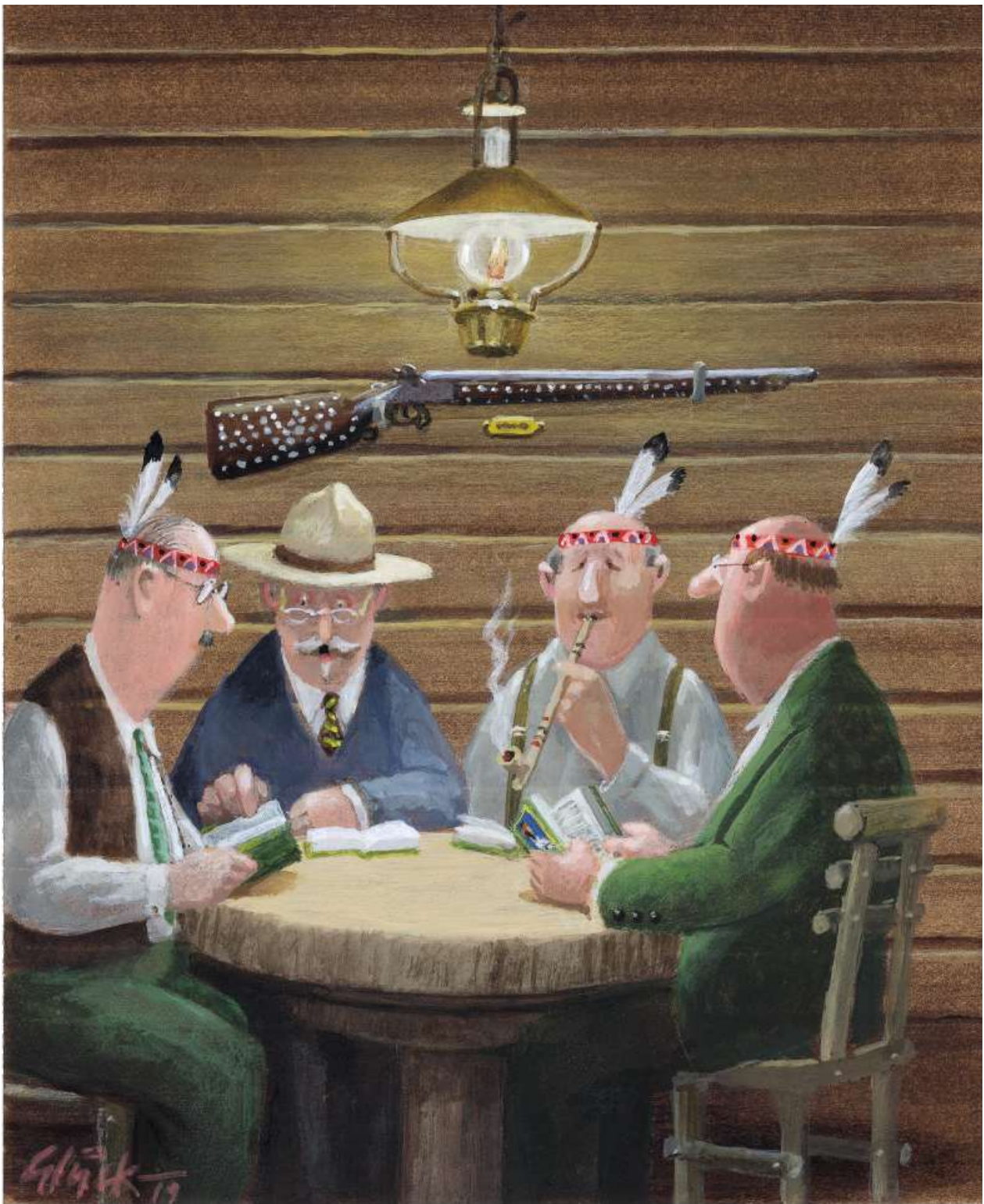
Savita: Bei mir ist es eine mythologische Geschichte aus dem Hinduismus, ein Teil aus der «Bhagavadgita». Es geht um zwei Familien, die um Macht und Gerechtigkeit kämpfen, und zwischendurch gibt es Moralpredigten. Das hatte einen grossen Einfluss auf mich und auf die Art, wie ich denke.

Mara: Mit neun oder zehn habe ich «Tintenherz» gelesen, das fand ich zwar nicht weltbewegend, aber ich las so mal ein paar Hundert Seiten und fand das Gefühl toll. Heute würde ich Lesen als meinen wichtigsten Zeitvertreib bezeichnen.

Matthias: Meine Mutter ist aus Ungarn, sie sagte mir: Wenn du «Harry Potter» lesen willst, musst du es auf ungarisch lesen. Ich las vorher nur auf deutsch, also kämpfte ich mich auf ungarisch durch «Harry Potter». Es war zäh, aber wenn ich das nicht gemacht hätte, hätte ich nie ein Buch auf ungarisch gelesen.

Luc: Mein Lieblingsbuch hat keinen Text: «Wo ist Walter?» Mein Götti und meine Gotte hatten wenige Bücher, darunter «Globi» und «Wo ist Walter?» Ich mochte dieses Suchen sehr und schaue das Wimmelbuch heute noch gern an.

Patric Marino ist Volontär beim NZZ-Folio und unterrichtet Deutsch an einem Zürcher Gymnasium.



DIE KARL-MAY-LESEGRUPPE DISKUTIERT SEIT JAHRZEHNEN DARÜBER, OB WINNETOU WIRKLICH LATENT SCHWUL WAR.



Das «NZZ Folio» geht Themen auf den Grund

Das Monatsmagazin der NZZ greift bewegende und über den Tag hinaus aktuelle Themen aus verschiedenen Lebensbereichen auf. Neben einer fundierten Recherche bietet es neue Perspektiven und sorgt damit für ein inspirierendes Lesevergnügen.

Jetzt entdecken!

Im Probeabo lesen:
go.nzz.ch/folio19
Einzelausgabe bestellen:
folio.nzz.ch/heftbestellung
Nur solange Vorrat reicht



16. LOCH



TIGER WOODS 1997



GARY PLAYER 1974



JOSÉ MARÍA OLAZÁBAL 1999



JORDAN SPIETH 2015

THE MASTERS

Die Welt von Rolex ist voller Geschichten von anhaltender Exzellenz. Als einziges Major, das immer auf demselben Platz gespielt wird, sind dem Masters bereits seit 1934 einige der größten Momente in der Golfgeschichte zu verdanken. Von der Magnolia Lane zu den Azaleen, die immer rechtzeitig blühen, und den Wundern am Amen Corner – die Legenden des Golfs werden im Augusta National Golf Club immer lebendig bleiben. Und während sich die nächste Generation profiliert, wird ein Sieg beim Masters auch für sie stets als größte Ehre im Golfsport gelten. Dies ist eine Geschichte von anhaltender Exzellenz. Eine Geschichte aus der Welt von Rolex.

#Perpetual



OYSTER PERPETUAL DAY-DATE 40
IN 18 KARAT WEISSGOLD



THE MASTERS TOURNAMENT
AUGUSTA NATIONAL GOLF CLUB
11. BIS 14. APRIL 2019

